



Aus Leidenschaft.

Roman
von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vor dem Wirtshause des Dorfes Liebenwalde hieß ein mit zwei feurigen Trakehnen bespannter, leichter Kutschierwagen, auf dem ein weißbärtiger alter Herr und ein allerliebstes junges Mädchen saßen. Es

waren Joachim von Silsa, der Besitzer von Vierlinden, und Jenny Elfinger, seit einer Reihe von Tagen der verhätselte Gast und erklärte Liebling des Vierlinder Schlosses. Zumal mit dem Onkel Joachim, dem trotz seiner siebenzig Jahre noch jugendlich rüstigen und jugendlich warmherzigen Gutsherrn, schien sie ein Bündnis auf Tod und Leben geschlossen zu haben. Die beiden waren vom Morgen bis zum Abend ganz unzertrennlich, und wohin seine mannigfachen Obliegenheiten den alten Herrn auch immer führen mochten, stets konnte man sicher sein, Fräulein Jenny an seiner Seite zu finden.

Auch an diesem wunderschönen, sonnigen Frühlingsmorgen hatte sie sich's nicht nehmen lassen, ihn auf

seiner Fahrt nach dem Nachbargut Liebenwalde zu begleiten, mit dessen Besitzer er irgend eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen hatte. Da aber zwischen den beiden Familien trotz der Nachbarschaft ein eigentlicher gesellschaftlicher Verkehr nicht bestand, und Jenny deshalb nicht wohl mit Herrn von Silsa dort erscheinen konnte, hatten sie verabredet, daß sie hier in Liebenwalde auf seine Rückkehr warten sollte, eine Geduldprobe, die schon deshalb nicht allzu hart war, weil es im Wirtshaus ein paar reizende Kinderchen gab, die schon bei früheren gelegentlichen Besuchen einen Gegenstand größten Entzückens für Jenny abgegeben hatten.

Sie war eben mitten auf der Dorfstraße vor dem



Familienkonzert. Nach dem Gemälde von Marie Laug.

Wirtshaus im ausgelassensten kindlichen Spiel mit den beiden blauäugigen Knirpsen begriffen, als das Getrappel eines näher kommenden Pferdes und der unwillige Zuruf des Kutschers sie nötigten, eilig zur Seite zu springen. Eine der ziemlich elenden Mietskutschen, die auf dem Bahnhof von Rehov, der nächstgelegenen Station, zu den Ankunftszeiten der Schnellzüge zu halten pflegten, kam in dem gemächlichen Tempo, das diesen altersschwachen Fahrzeugen eigentümlich war, herangerollt, und der flüchtige Blick, den sie dem Wagen gönnte, ließ Jenny wahrnehmen, daß ein einzelner Herr im offenen grauen Reisemantel auf dem verschliffenen Polster saß. Von seinem Gesicht hatte sie, als er vorüberfuhr, kaum mehr gesehen als den stattlichen blonden Schnurrbart, und sie ließ schon wieder hinter einem der jauchzenden, flachs-köpfigen Bübchen drein, um es spielend zu haschen, als sie plötzlich unmittelbar hinter ihrem Rücken eine klangvolle, jugendliche Männerstimme sagen hörte:

„Täuschen mich denn meine Augen wirklich nicht? Hier am äußersten Ende der Welt soll ich die Freude haben, Ihnen wieder zu begegnen?“

Sie wandte sich überrascht und ein wenig erschrocken nach dem Sprechenden um. Der Mann im grauen Reisemantel war es, der da groß und breitschultrig wie ein junger Nordlandsredde vor ihr stand. Ohne dem Kutscher erst ein Halt zuzurufen, war er aus dem rollenden Wagen gesprungen und hatte sich der Ahnungslosen genähert. Die aber brauchte jetzt, da er den Hut abgenommen hatte, nur einen einzigen Blick auf sein Gesicht zu werfen, um ihn zu erkennen. Hatte doch dies offene, frische, treuherzige Antlitz mit dem weichen Munde und den großen, hellen Augen lange genug einen gar wichtigen Platz in der Welt ihrer Gedanken und Vorstellungen behauptet, und war doch seit dem denkwürdigen Abend ihrer ersten und einzigen Begegnung bis heute kaum ein Tag vergangen, wo es nicht wenigstens einmal in ihrer Erinnerung aufgetaucht wäre. Ja, das war er, ihr lebenswürdiger Ritter und der Königssohn aus dem wunderschönen Märchen- Traum, den sie auf den seidenen Polstern seiner Equipage geträumt hatte! Sein unerwarteter Anblick brachte sie natürlich völlig außer Fassung; aber der Königssohn brauchte wahrhaftig weder annähernd noch eingebildet zu sein, um aus dem Klange ihres kleinen, unwillkürlichen Aufschreies und noch mehr aus dem Ausdruck ihres dunkel erglühenden Gesichtes den Schluß zu ziehen, daß ihre Ueberraschung eine nichts weniger als unangenehme sei.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt habe, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er mit demselben verlegenen Lächeln, das sie schon bei ihrem ersten Zusammentreffen so hübsch und lebenswürdig gefunden hatte. „Aber ich freute mich so sehr, als ich Sie erkannte, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.“

„Nein, Sie haben mich gar nicht erschreckt,“ erwiderte sie, nun ebenfalls lächelnd. „Und auch ich freue mich über diesen Zufall. Denn ich bin ja immer noch in Ihrer Schuld. Ich glaube, ich habe mich damals in meiner Verwirrung nicht einmal ordentlich bei Ihnen bedankt.“

Sie reichte ihm ihre kleine weiche Hand, die sie hier auf dem Bunde durch keinen Handschuh zu verhüllen brauchte, und er führte sie artig an seine Lippen.

„Ich hatte ja gar keine Gelegenheit gehabt, etwas besonders Dankenswerthes zu thun. Eigentlich wagte ich kaum zu hoffen, daß Sie sich meiner aus so geringfügigem Anlaß überhaupt noch erinnern würden.“

„Glauben Sie wirklich, daß es etwas so Oeringfügiges und Alltägliches für mich gewesen sei, auf der Treppe eines fremden Hauses in Ohnmacht zu fallen, in dem Zimmer eines fremden Herrn zu erwachen und dann in einer fremden Equipage heimzufahren? Es bedeutete für mich vielmehr das größte und schrecklichste Abenteuer meines ganzen Lebens.“

Sie hatte es mit lachendem Munde gesagt, so daß ihre Zähnechen schneeweiß zwischen den kirschroten Lippen aufschimmerten, während die reizendste Schalkhaftigkeit aus ihren dunkeln Augen sprühte. Ohne allen Zweifel war sie in diesem Moment noch hundertmal hübscher als damals in der Blässe der eben überstandenen Ohnmacht und in der angstvollen Verwirrung über ihre unverschuldet peinliche Lage.

„Das schrecklichste?“ wiederholte der unbekannte junge Mann, der selbstamerweise auch jetzt noch nicht daran dachte, sich ihr vorzustellen. „Dann war es allerdings wohl kaum einer der bevorzugten Plätze, den Sie mir in Ihrer Erinnerung eingeräumt hatten.“

Sie erwiderte nichts; aber sie errödete von neuem, und am Ende war das doch auch eine Art von Antwort. Wahrscheinlich kam es ihr sehr gelegen, daß die beiden flachs-köpfigen Buben, die schon wiederholt schüchtern an ihrem Kleide gezupft hatten, plötzlich einstimmig und mit großer Energie ihrem Verlangen nach einer Fortsetzung des unterbrochenen Spieles Ausdruck gaben. Dadurch gelangten sie auf gute Art über die Verlegenheit hinweg, die seine etwas ungeschickte Frage

heraufbeschworen hatte, und kamen in ein ganz unverfängliches, munteres Gespräch, dessen Gegenstände nacheinander die niedlichen Gesichtchen der Kinder, das schöne Frühlingswetter und die landschaftlichen Reize der Gegend bildeten.

„Darf ich fragen, mein gnädiges Fräulein,“ warf er dabei gelegentlich ein, „ob Sie Ihren Wohnsitz jetzt auf das Land verlegt haben oder ob Sie sich nur vorübergehend hier aufhalten?“

Jenny war für einen Augenblick nahe daran, ihm ausführliche Auskunft zu geben; aber dann fiel es ihr ein, daß er ja noch nicht einmal seinen Namen genannt hatte, und sie hielt es deshalb nicht für angebracht, ihrerseits den Anfang damit zu machen.

„Ich bin nur vorübergehend hier,“ sagte sie, „aber ich liebe das Landleben sehr und würde mich freuen, wenn ich niemals in die Stadt zurückkehren brauchte.“

„So stimmen wir in unsern Neigungen ganz und gar überein,“ erwiderte er lebhaft. „Auch ich habe mich von Kindheit an nur auf dem Lande wirklich frei und glücklich fühlen können.“

„Aber auch Sie können dieser Liebhaberei nicht nachgehen. Denn Sie sind doch Soldat — nicht wahr?“ Ueber sein eben noch sonnig heiteres Gesicht flog ein Schatten.

„Ich war es,“ sagte er mit einer merklich veränderten Stimme. Und dann, als käme ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er sich schon zu lange hier veräußt habe, küßte er wieder seinen Hut.

„Aber ich muß Sie nun wohl Ihren beneidenswerten Spiellameraden zurückgeben, mein Fräulein! Mein Leben lang werde ich es als eine besondere Güte des Schicksals betrachten, daß es mir die Freude dieses unerwarteten Wiedersehens zu teil werden ließ. Vielleicht darf ich vermessen genug sein, zu hoffen, daß Sie mir auch künftig ein ganz, ganz kleines und bescheidenes Plätzchen in Ihrer Erinnerung bewahren werden.“

Jenny fand diese plötzliche Verabschiedung gar nicht sehr hübsch und jedenfalls durchaus nicht nach ihren Wünschen. Aber da sie doch einen fremden jungen Mann unmöglich auffordern konnte, noch eine Weile zu bleiben, mußte sie sich wohl damit abfinden. Sie reichte ihm also zu freundlichem Lebewohl die Hand, die er wieder, und diesmal sogar wesentlich länger und inniger als vorhin, an seine Lippen drückte, und folgte ihm dann verstohlen mit den Augen, bis er seinen in einiger Entfernung wartenden Wagen wieder bestieg und sich zum letztenmal grüßend nach ihr zurückgewendet hatte.

„Wer es wohl sein mag?“ dachte sie. „Ein Prinz wahrscheinlich nicht; aber ein vornehmer Mann ohne allen Zweifel. Und ein sehr lebenswürdiger! Wie schade, daß ich ihn nun wohl nie wiedersehen werde!“

Die beiden Buben des Krugwirtes von Liebenwaldbau waren mit ihrer Spielgefährtin jetzt gar nicht mehr so zufrieden wie vorhin. Denn sie war nur noch mit halbem Interesse bei dem lustigen Treiben, und nach einer kleinen Weile setzte sie sich mit der Erklärung, daß sie müde sei, auf die Bank unter der alten Linde, deren Blattknospen sich eben erst zu zartem Grün entfaltet hatten.

„Kommt her, ich will euch ein Märchen erzählen!“ sagte sie. Und die Buben, die sich andächtig lauschend an ihre Kniee schmiegen, vernahmen aus ihrem Munde eine wunderschöne Geschichte, darinnen eine arme, verzauberte Prinzessin und ein heldenmütiger Königssohn die handelnden Personen waren.

„Und der Königssohn kam auf einem Apfelschimmel angeritten — nicht wahr?“ sagte der kleine Hans, für den die Vorstellung von etwas Ritterlichem und Erhabenem unauslöschlich verbunden war mit dem Gedanken an einen Apfelschimmel, obwohl, oder vielleicht gerade weil er einen solchen noch niemals gesehen hatte. Jenny aber schüttelte mit einem süßen, verträumten Lächeln den Kopf.

„Nein, er kam in einer alten, wackligen Mietskutsche gefahren und hatte einen grauen Reisemantel über die Schultern geworfen. — Aber die ganze Geschichte ist nicht wahr, bis auf die arme Prinzessin, die verzaubert bleiben wird bis an ihr Lebensende! — Und da kommt Onkel Joachim mit seinem Wagen. Gott sei Dank, ich glaube, es war wirklich die höchste Zeit!“

Sie sprang auf und eilte den in elegantem Trab daherkommenden Traktoren entgegen. Herr von Gilsa entschuldigte sich in seiner frischen, jovialen Weise, daß er sie so lange habe warten lassen, und reichte ihr die Hand, damit sie zu ihm auf den hohen Kutschersitz hinaufsteigen könne.

„Wenn du nicht zu hungrig bist, kleiner Kobold,“ Jenny stand seit dem zweiten Tage ihres Hierseins mit ihm auf dem vertraulichen Duzfuße, „machen wir einen kleinen Umweg über das Vorwerk. Ich möchte auch da gern einmal nach dem Rechten sehen.“

Sie erhob keinen Widerspruch, und sie war überhaupt während der ganzen Dauer ihrer Heimfahrt merkwürdig schweigsam und zerstreut. Selbst für

Onkel Joachims lustige Jägergeschichten, die bisher noch immer ihre helle Heiterkeit erregt, hatte sie heute nur ein gezwungenes Lächeln, und ihre dunkeln Augen waren in die unbestimmte Ferne gerichtet, als erwarte sie, von dorthier etwas Wunderbares, Herrliches kommen zu sehen — etwas, von dem sie doch wußte, daß es niemals kommen würde.

Als Herr von Gilsa sie vor dem schloßartigen Herrenhause vom Wagen hob, sagte er scherzend:

„Das langweilige Warten in Liebenwaldbau hat dich doch hungrig gemacht. Ich hab's gemerkt, als du unterwegs immer stiller wurdest. Gile nur jetzt, dich umzuziehen. Ich werde sorgen, daß die Suppe aufgetragen wird, sobald du über die Schwelle des Speisezimmers trittst.“

Jenny war zwar gar nicht hungrig, aber sie beeilte sich trotzdem mit ihrer allerdings sehr einfachen Toilette so sehr, daß sie, als sie ins Speisezimmer hinunterkam, noch niemand darin fand. Sie wollte den Oheim aus der Bibliothek, in der er zu arbeiten pflegte, abrufen; aber ein paar Schritte vor der nur angelehnten Thür dieses Gemaches blieb sie stehen, weil der Klang von Stimmen ihr verriet, daß Herr von Gilsa nicht allein war. Schon wollte sie wieder umkehren, als es plötzlich wie ein Ruck durch ihr ganzes zierliches Figürchen ging und als ihre Augen sich weit aufthaten in grenzenlosem Erstaunen.

Der, den sie da sprechen hörte, war nicht der Onkel Joachim, und es war auch keiner von denen, die sie während ihres Verweilens auf Vierlingen kennen gelernt hatte. Ein Fremder aber war er ihr trotzdem nicht, und sie würde ihn an dem Ton seiner Worte sicherlich auch erkannt haben, wenn ihn nicht ein seltsames Ungefähr erst gerade heute wieder in ihren Weg geführt hätte. Der da sprach, war kein anderer als ihr unbekannter Ritter, ihr Märchen-Königssohn, — und was sie ihn in diesem Augenblick sagen hörte, bewies, daß er zu diesem Hause in sehr nahen Beziehungen stehen mußte.

„Und ich wiederhole dir, Onkel Joachim — es mußte sein; ich durfte nicht anders handeln, wenn ich vor mir selber mit Ehren bestehen wollte. Und mein Oberst war derselben Meinung. Nachdem er angeblich versucht hatte, meinen Standpunkt zu erschüttern, erklärte er, bei solchen Anschauungen bliebe mir allerdings nichts andres übrig, als meinen Abschied zu nehmen. Man möge sonst über das Duell denken, wie man wolle, ein Offizier habe sich jedenfalls den Größigkeiten seines Standes anzupassen, und er müsse aus diesem Stande austreten, wenn ihm das nicht länger möglich sei.“

„Natürlich!“ klang die Stimme des Herrn von Gilsa dazwischen. „Was hätte er dir andres sagen sollen! Aber ich kann beim besten Willen nicht einsehen, weshalb die Frage für dich mit einemmal eine so brennende war. Du bist doch kein Fäker und Krakeeler, der bei jeder Gelegenheit Handel anfängt und alle paar Tage in die Lage kommt, sich duellieren zu müssen. Bei weitem die meisten deiner Standesgenossen kommen während ihrer ganzen Dienstzeit überhaupt nicht ein einziges Mal in diese fatale Lage, und ich sehe nicht ein, weshalb es bei dir hätte anders sein müssen. Du hättest also deine Ansichten hübsch für dich behalten oder jedenfalls warten sollen, bis dich einer deiner Vorgesetzten nach ihnen fragte.“

„Nein, Onkel Joachim, das wäre nicht ehrlich gewesen. Du weißt, ich war mit Leib und Seele Soldat. Aber gerade weil ich es war, durfte ich mir nicht mit Sophistereien und Spitzfindigkeiten über eine schwierige Situation hinwegzuhelfen suchen. Es ist wahr: die Frage, ob ich mich einem Gegner zum Zweikampf stellen würde, wäre für mich vielleicht niemals zu einer brennenden geworden. Aber sie konnte ebensowohl schon morgen, schon in der nächsten Stunde an mich herantreten. Und in einer wie zweideutigen Lage würde ich mich befunden haben, wenn ich erst dann meine ablehnende Anschauung kundgegeben hätte.“

„Das ist richtig. Nur bin ich der Meinung, daß du in solchem immerhin doch recht unwahrscheinlichen Fall vielleicht eine kleine Konzeption gemacht und dich dem Standesvorurteil zuliebe auch gegen deine Ueberzeugung geschlagen hättest.“

„Nimmermehr! Seitdem ich erfahren habe, daß ich um dieses verdammenwerten Vorurteils willen aus nichtiger Ursache das Lebensglück eines edlen und von mir noch heute innig geliebten Menschen zerstört habe — seitdem mich der Gedanke an Herbert Gilsas fürchterliches Geschick Tag und Nacht verfolgt, ist mein Entschluß unerschütterlich. Ich will eher den Verdacht der Feigheit auf mich nehmen, als daß ich mein Gewissen noch einmal mit solcher Schuld belaste!“

„Du hast also erst kürzlich erfahren, wie es mit ihm steht?“

„Erst vor einigen Tagen, wo ich Gelegenheit hatte, einen der Aerzte zu sprechen, die ihn behandelt haben. Man hatte mich bis dahin in dem Glauben gelassen, daß seine Verletzung ohne alle nachteiligen Folgen geheilt sei, und daß auch die in dem verwundeten Arm

noch zurückgebliebene kleine Schwäche sich bald verlieren würde. Seit jener Unterredung mit dem Arzt erst weiß ich, daß der Arm für immer unbrauchbar geworden ist, und daß Herbert seine Kunst nie mehr ausüben können."

Seine Stimme war unsicher geworden. Die starke innere Bewegung, die während des ganzen Gesprächs im Klang seiner Rede zu Tage getreten war, mochte ihm die Kehle zusammenschließen. Fassungslos, ganz überwältigt von der schrecklichen Entdeckung, die sie da hatte machen müssen, stand die halb unfreiwillige Hörerin im Nebenzimmer. Er also — er war jener Graf Dornegg, der ihrem Verlobten so übel mitgespielt hatte! Und sie hatte ohne Zweifel ein schweres Unrecht begangen damit, daß sie ihm freundlich begegnete. Denn es war ja ihre Pflicht, ihn zu hassen — keinen Menschen auf Erden mußte sie so sehr verabscheuen als ihn. Und wenn es ihr nicht gelang, wenn es ihr trotz des festesten Vornehmens unmöglich war, etwas wie Haß und Abscheu in ihrem Herzen aufzubringen — beging sie dann nicht geradezu einen Verrat an dem, den er zu Grunde gerichtet hatte und dem sie angehören sollte für alle Ewigkeit? Noch ersah sie nicht die ganze Bedeutung des Zwiespalts, der sich da plötzlich in ihrer Seele aufthat, aber sie fühlte, daß mit einemmal ein großes Unglück über sie gekommen sei. Die Thränen stiegen ihr heiß in die Augen, und sie wünschte sich fort, weit fort, nicht nur aus der Nähe des Mannes, den sie niemals würde hassen können, sondern weit, weit fort aus diesem ganzen Kreis — von ihrem Verlobten, von ihrer Schwester, von allen, die ihr bisher lieb und teuer gewesen waren!

Von dem, was noch weiter hinter der angelehnten Thür gesprochen wurde, hatte sie für eine geraume Weile nichts mehr gehört. Ihre Erschütterung war eine viel zu gewaltige gewesen, und es war, als sei ihr minutenlang alles Empfindungsvermögen für äußere Eindrücke verloren gegangen. Allmählich aber vernahm sie wieder den Klang der redenden Stimmen und unterschied auch die Worte, die da gemischt wurden.

"Ich gebe zu, mein lieber Junge," sagte Herr von Gilsa, "daß die Situation für dich ein bißchen unbehaglich ist, und daß ich dich gebeten haben würde, deinen Besuch zu verschieben, wenn du mir ihn vorher angekündigt haben würdest. Dazu aber, daß du nun vor der Verlobten Herberts die Flucht ergreifen müßtest, sehe ich denn doch keinen Anlaß. Es hat ja, soviel ich weiß, gleich nach diesem unglücklichen Zweikampf eine formelle Versöhnung zwischen euch stattgefunden."

"Allerdings! Aber wie konnte der Mann, dem ich alles genommen habe, was seinem Leben Wert und Inhalt gegeben, mir in seinem Herzen wirklich verzeihen haben? Und wie viel weniger konnte mir die Vergeben, die ihn liebt!"

Da hatte er selbst es mit klaren Worten ausgesprochen, was Jenny sich in diesen letzten schrecklichen Minuten immer und immer wiederholt hatte. Sie konnte ihm nicht vergeben, sie durfte es nicht — es war ihre heilige Pflicht, ihn zu hassen!

Aber wenn ihr das je gelingen sollte, so durfte sie ihn nicht wiedersehen — dessen wurde sie jetzt mit voller Gewißheit inne. Und sie wollte ihn auch nicht wiedersehen — nie — nie mehr! Und hätte sie bis an das Ende der Welt fliehen müssen, um ihm auszuweichen. Sie hörte noch, wie Herr von Gilsa dem Grafen zuredete, wenigstens bis morgen zu bleiben; aber sie hörte es nur im Entzweiten, denn sie hatte sich mit der Hast einer Verfolgten zum Gehen gewendet, und kaum zwei Minuten später schob sie hinter sich den Riegel vor die Thür ihres Zimmers.

Bitterlich weinend lag sie auf dem Ruhebett, als eines der Mädchen anklopfte, um sie zum Mittagessen zu bitten. Jenny trocknete zwar hastig ihre Thränen, aber sie entschloß sich doch, nicht zu öffnen.

"Nichten Sie den Herrschaften meine Entschuldigung aus," sagte sie. "Ich könnte doch nichts essen, denn ich habe furchtbare Kopfschmerzen und möchte gern ein paar Stunden ganz ungestört bleiben."

Das Mädchen entfernte sich, aber nach einer kleinen Weile kam Herr von Gilsa selbst an die verschlossene Thür. Er war sehr besorgt und ließ sich nur schwer durch die Versicherung beruhigen, daß es ein gewöhnlicher Migräneanfall sei, der ohne alles Zuthun nach kurzer Zeit wieder verschwinden würde. Natürlich bestand er nicht weiter darauf, daß sie zum Speisen herabkäme, sondern wünschte ihr nur im herzlichsten Ton gute Besserung und ging.

Ein paar Stunden lang blieb Jenny jetzt wirklich, wie sie es gewünscht hatte, ganz ungestört. Ihre Gemütsstimmung aber wurde durch dies Alleinsein wahrlich nicht gebessert; ihre Sehnsucht ins Weite wuchs zu einem immer mächtigeren Verlangen, und die Enge ihres Zimmers dünkte sie zuletzt fast unerträglich. Als sie den Hufschlag von Pferden aus dem Schloßhof heraufdringen hörte, sprang sie auf und spähte, hinter der Gardine versteckt, hinab. Sie sah einen davonfahrenden Wagen, den sie als die Vierlindener Halbkarosse erkannte, und unter dem auf-

geschlagenen Verdeck, das ihr den vollen Anblick des Darinsitzenden entzog, sah sie so viel von dem Gipfel eines grauen Mantels hervorlugen, daß sie über die Person des Passagiers nicht wohl mehr im Zweifel sein konnte.

"Gott sei Dank, er ist wieder fort!" sagte sie. Aber dabei zuckte durch ihre junge Seele ein so schneidendes Weh, wie sie es ähnlich vielleicht nur am Sterbebett ihres Vaters gefühlt hatte, und noch in demselben Augenblick, da sie dem Himmel wie für die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches gedankt hatte, brach sie aufs neue in Thränen aus.

Aber sie schämte sich ihres Kammers, und sie wollte stark sein. Nachdem sie Gesicht und Augen ein paar Sekunden lang in kaltem Wasser gebadet, sehte sie ihren Hut auf und ging in den Park hinab. Sie wußte, daß sie um diese Stunde weder Herrn von Gilsa noch seine Gattin dort antreffen würde, und sie hoffte, durch einen langen Spaziergang das erschütterte Gleichgewicht ihrer Seele völlig wieder herzustellen.

Bis an den kleinen, von künstlichen Felspartien umgebenen Forellenteich war sie bereits gekommen. Da glaubte sie hinter sich den Klang eines raschen Schrittes zu vernehmen, und als sie sich umwandte, sah sie sich zu ihrem grenzenlosen Schrecken dem gegenüber, dem sie hatte entfliehen wollen und den sie jetzt bereits weit vom Herrenhaus entfernt geglaubt hatte.

Er aber ahnte noch immer nicht, wer sie war. In seinen Augen leuchtete es auf, und es klang sehr freudig, als er ausrief:

"Kann dies nur Zufall sein, mein gnädiges Fräulein? — Noch einmal soll ich..."

Doch sie ließ ihn nicht ausreden. "Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Namen zu nennen, Herr Graf! Ich heiße Jenny Elfinger und bin die Verlobte Ihres Vetter's Herbert von Gilsa!"

Er prallte zurück. Ihr voriges Erschrecken war sicherlich nicht größer gewesen, als es jetzt das seine war. Schmerzliche Enttäuschung und tiefe Traurigkeit malten sich in seinen Zügen.

"Und ich bin Thilo Dornegg! Aber ich sehe ja, daß Sie es bereits wissen."

Ja, er mußte es wirklich sehen, denn sie hatte all ihre Kraft zusammengenommen, um ihre vermeintliche Pflicht zu erfüllen. Ihr liebes Gesichtchen erschien selbstam verändert mit diesem Ausdruck herber Strenge, der für die anmutigen, weichen Züge ein so unnatürlicher war. Sie hob ihre Augen nicht zu ihm empor; aber nach dem Klang ihrer Worte konnte er nicht zweifeln, daß sie ihn nur darum nicht ansah, weil er ihr dessen unwürdig schien.

"Ich weiß es erst seit kurzem, Herr Graf! Wenn mir Ihr Name schon an diesem Vormittag bekannt gewesen wäre, so — so —"

"So würden Sie mich weniger gütig behandelt haben — ich glaube es wohl! Denn Sie müssen mich ja verabscheuen. Mein Name muß Ihnen ebenso widerwärtig sein wie meine Person!"

Jenny erwiderte nichts. Es war ein Schweigen, das nur eine einzige Deutung zuließ. Dem Grafen stieg das Blut ins Gesicht, und die Spitzen seines Schnurrbarts zitterten.

"Nur weil Sie nicht mit mir zusammentreffen wollten, sind Sie von der Tafel fortgeblieben — nicht wahr?"

Es war ihr, als griffe eine rohe Hand grausam nach ihrem Herzen. Aber sie wollte standhaft sein, und sie war es.

"Ja!" sagte sie, die Augen noch immer hartnäckig auf den Boden gerichtet.

Sie hoffte, daß er jetzt gehen würde. Sie wünschte es mit der ganzen Kraft ihrer Seele, denn lange — das fühlte sie mit voller Gewißheit, würde sie diese entsetzliche Situation nicht ertragen können, ohne sich zu verraten —, ohne ihn merken zu lassen, daß es nur eine mühselig festgehaltene Maske war, die sie ihm da zeigte.

Aber er ging nicht; er blieb noch immer, schweigend erst, und dann, indem er mit bekommener, vielfach stotternder Stimme zu sprechen begann:

"Ich will mich nicht verteidigen," sagte er, "und ich will nicht versuchen, Sie freundlich gegen mich zu stimmen, denn ich weiß wohl, daß es mir nicht gelingen würde. Aber da wir einander doch wohl zum letztenmal gegenüberstehen, so gönnen Sie mir nur noch für einige wenige Augenblicke Gehör. Ja, ich bin der Urheber von Herberts Unglück, und ich allein trage die Schuld, daß seine glänzend begonnene Künstlerlaufbahn ein so jähes und trauriges Ende genommen. Aber ich habe nicht aus Bosheit oder Rachsucht oder blinder Leidenschaft so gehandelt — das dürfen Sie mir glauben! Wir waren ja Freunde seit den Tagen unsrer frühesten Jugend, und niemals hatte es eine ernste Mißbilligung zwischen uns gegeben — niemals vor jenem unglückseligen Abend! Und auch da war es nur eine Kindererei, ein Nichts, eine Aufwallung ähler Laune, die wir beide am nächsten Tage belacht und vergessen hätten, wenn wir bei dem kurzen Wort-

wechsel miteinander allein gewesen wären. Aber zu seinem und zu meinem Unglück hatte der Streit in Gegenwart einiger meiner Kameraden stattgefunden, und sie waren es, die mich mit allem in solchen Fällen üblichen Ernst darauf hinwiesen, daß ich der Standesehre schuldig sei, Rechenschaft von ihm zu fordern für seine unüberlegten Worte. Ich wäre wahrscheinlich gezwungen gewesen, meinen Abschied zu nehmen, wenn ich mich dessen geweigert hätte. Und daß ich mich nicht schon damals entschließen konnte, diesen Weg zu gehen, den ich doch jetzt gegangen bin, das war mein eigentliches und vielleicht mein einziges Verbrechen. Denn alles andre war nur eine notwendige, unvermeidliche Folge des ersten verhängnisvollen Schrittes. Ich hoffte, Herbert würde sich entschuldigen, und ich hatte meine Kartellträger beschworen, ihm die Entschuldigung so leicht zu machen, als es sich nur immer mit den Gesetzen der Ehre vereinigen lasse. Aber er meinte, nicht weniger stolz sein zu dürfen, als er mich glaubte. Der Versöhnungsversuch scheiterte, und mein Ehrenrat entschied, daß ein Duell auf Säbel stattzufinden habe, bis zur Kampfunfähigkeit eines der beiden Gegner. Ich will nicht sagen, daß ich mich geflissentlich bemüht hätte, Herbert bei diesem Zweikampf zu schonen, denn solche Behauptung würde Ihnen vielleicht wie bittere Ironie klingen. Aber daß es mir nicht darum zu thun war, meiner Rache sein Leben oder meine Gesundheit zu opfern, das, Fräulein Elfinger, kann ich mit gutem Gewissen beschwören! Eine ungefährliche Fleischwunde!" sagte der Arzt, als er den Arm untersucht hatte, und mit seinem alten, liebenswürdigen Lächeln reichte mir Herbert die Hand zur Versöhnung. Tage darauf mußte ich München verlassen, weil ich in Ihre Vaterstadt abkommandiert worden war. Und seitdem hörte ich wochen- und monatelang über Herberts Befinden nie etwas andres, als daß die Heilung einen zwar etwas langwierigen, doch völlig normalen Verlauf genommen, und daß auch die noch vorhandene Schwäche in dem verletzten Arm sich bald verlieren werde. Man hielt offenbar absichtlich die Wahrheit vor mir verborgen, und ich habe guten Grund, zu vermuten, daß es auf Herberts Veranlassung so geschah. Ein Zufall erst machte mich mit der wirklichen Lage der Dinge bekannt, und niemand mag erraten, was ich unter dieser Enthüllung gelitten. Daß ich meinen Abschied genommen und sogleich mit Urlaub das Regiment verlassen habe, sollte allerdings keine Buße für das Geschehene bedeuten, sondern es war nur eine unabweisliche Folge meiner veränderten Anschauungen. Auch wird es Ihnen vielleicht sehr gleichgültig sein, zu hören, daß ich mich recht im innersten Herzen unglücklich fühle, und daß mein Leben durch dies wahnwitzige Duell wahrscheinlich ebenso gründlich verpfuscht ist als das des armen Herbert. Ein klein wenig milder aber werden Sie mein Verbrechen nun doch vielleicht ansehen. Seien Sie versichert, daß ich Mittel finden werde, Ihnen die Pein meines Anblicks für alle Zukunft zu ersparen. Ich erwarte und erbitte von Ihnen nichts andres als ein einziges, freundliches Wort — nichts als die Gewährung einer schwachen Hoffnung, daß Sie meiner fortan ohne Haß und Geringschätzung gedenken werden!"

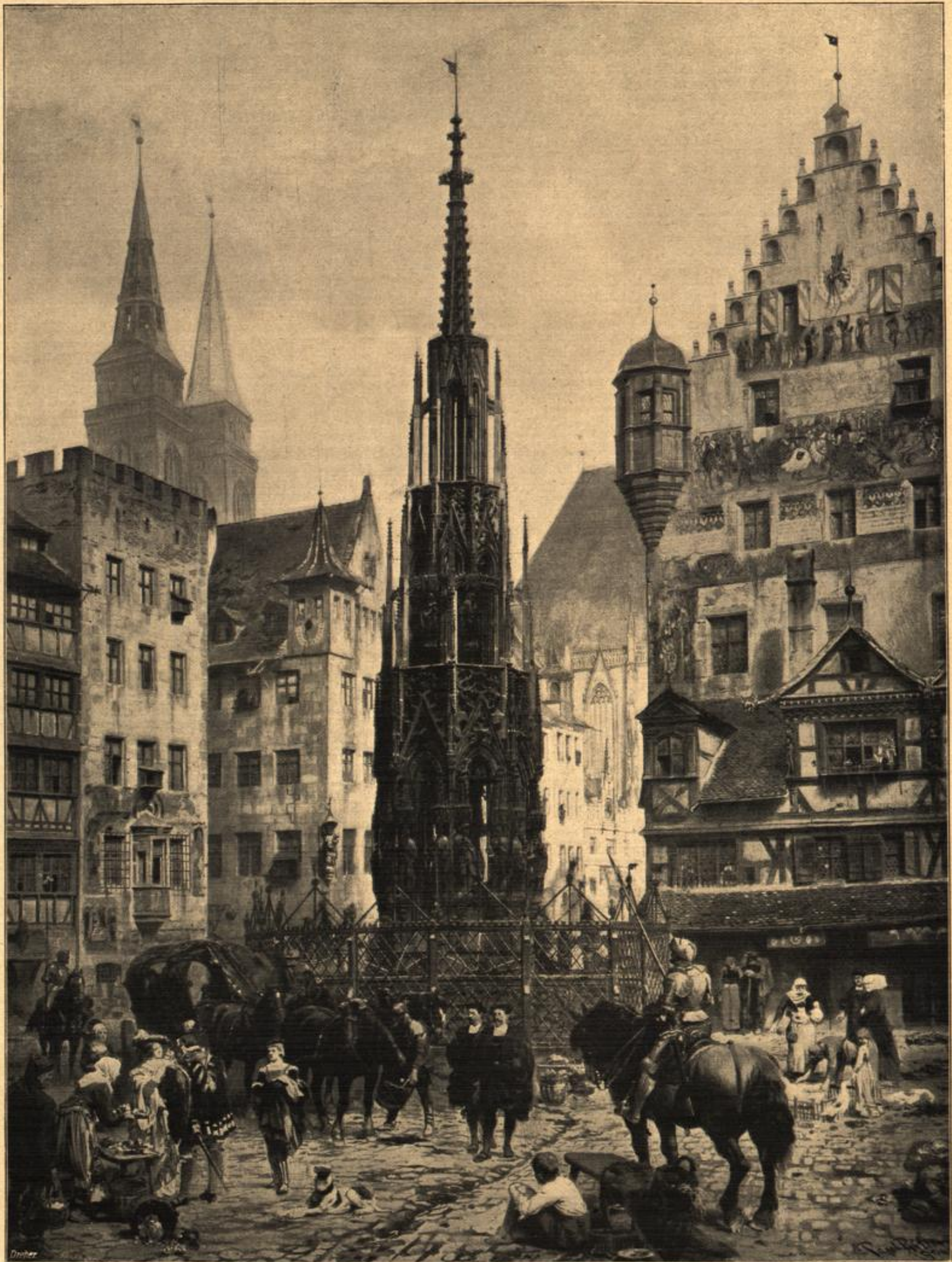
Wenn sie jetzt zu ihm aufgesehen hätte, wäre es um ihre Festigkeit geschehen gewesen. Denn es bedurfte ja nur noch des allerkleinsten Anstoßes, um sie gar klaglich aus der Rolle fallen zu lassen, die sie mit wahrhaft heldenmütiger Selbstüberwindung spielte. Aber sie starrte unverwandt immer auf den nähnlichen blanken Kiesel vor ihren Füßen — und schwieg. Ihr Herz schlug, daß sie meinte, er müsse es notwendig hören, und auf ihrer Brust lag es so schwer, daß sie kaum noch zu atmen vermochte.

Graf Dornegg wartete geduldig wohl eine Minute lang. Dann aber, als das Wort, um das er so innig gebeten hatte, noch immer nicht von ihren Lippen kam, gab er die Hoffnung auf. Nicht gekränkt oder gereizt, aber in einem Tone, der ihr wie ein Messer in die Seele schnitt, sagte er:

"Sie können es nicht über sich gewinnen — und ich bin wahrhaftig weit davon entfernt, Ihnen deshalb zu zürnen. Vielleicht ist es wirklich etwas Unmögliches, was ich Ihnen da zugemutet habe. Gestatten Sie mir dann nur noch, Ihnen von Herzen alles Gute und Schöne für Ihr künftiges Leben zu wünschen — und Sie nunmehr endlich von meiner Gegenwart zu befreien!"

Jenny sah ihn nicht fortgehen, aber sie hörte den Klang seines sich entfernenden Schrittes. Und es war ihr, als entfernte sich damit von ihr auf immerwiederkehr alles, was Ihrem Dasein Sonnenschein und Wärme und Freude gegeben. Sie fühlte sich so elend und unglücklich, wie nach ihrer Ueberzeugung noch nie ein Geschöpf auf Erden gewesen war, und all der Kummer, den sie während ihrer Leidenszeit bei den Bahrendorfs empfunden, dünkte sie klein und gering neben dem tiefen, unsäglichen Weh, das sie jetzt bis zum Sterben traurig machte.

Sie sehte sich auf einen der moosigen Steine am



Der Marktplatz in Nürnberg um 1500. Nach dem Gemälde von Paul Ritter.

Geschenk der Stadt Nürnberg an den Verein Nuremberg von Bayern.



Aus Diefenbacher

Photographie-Verlag von Franz Diefenbacher in München.

Verlobt. Nach dem Gemälde von Hug. Diefenbacher.

Rande des Forellenteiches und dachte, während sie in die kristallklare Flut hinab sah, wie gut es sein müsse, still und süßlos da unten auf dem Grunde zu liegen. Bis zu der Furchtbarkeit einer Selbstmordabsicht freilich verstiegen sich ihre Gedanken nicht. Sie wußte, daß sie leben und leiden würde. Und diese beiden erschienen ihr nur als eine gerechte Strafe dafür, daß sie sich in thörichtem Leichtsinne einem Mann angelobt hatte, den sie eigentlich gar nicht liebte, den sie gar nicht lieben konnte, weil der andre ihrem Herzen viel, viel teurer war als er, möchte er auch damals immerhin nur wie eine Traumgestalt in ihrer Erinnerung gelebt haben.

Eine Stunde hatte sie so gesehnen und noch länger. Da fiel irgendwo tief drinnen in dem weit ausgedehnten Park ein Schuß. Es konnte der Jäger gewesen sein, der in der Abenddämmerung einem Stück Raubzeug den Saraus gemacht hatte; aber es konnte auch — allbarmherziger Gott, welch ein entsetzlicher, grauenhafter Gedanke! Dorthin, von wo der scharfe Knall gekommen, war Graf Thilo Dornegg gegangen! Und er hatte gesagt, daß er ein Mittel finden werde, ihr nie mehr zu begegnen! Er hatte davon gesprochen, daß sein Leben gründlich verpfuscht sei; und er hatte sich von ihr verabschiedet wie jemand, der... Nein, nein, nein! schrie es in ihr. Es kann nicht sein, es darf nicht sein! Was ich auch gefehlt haben mag, eine so fürchterliche Strafe habe ich doch nicht verdient!

Sie rannte quer durch Gebüsch und Hecken, deren jung begrünzte Zweige ihr Kleid zerrissen, dem Schlosse zu. Arm in Arm stiegen Herr von Gilfa und seine Gattin eben von der Terrasse herab, um ihren gewohnten Abendspaziergang zu machen. Die Dämmerung verhinderte den alten Herrn, sogleich die angstvolle Verstörung in Jennys Zügen wahrzunehmen, und er rief ihr einen fröhlichen Glückwunsch zu ihrer Genesung zu. Sie aber trat dem bestürzten Ehepaar mit erhobenen Händen in den Weg.

„Wo ist Graf Dornegg? Ich bitte euch, sagt mir, ist er wieder im Schloß?“

„Nein! Er muß noch im Park sein. Oder vielleicht ist er auch weiter in den Wald hinein gegangen. Aber, was hast du denn, Kind? Wie siehst du aus? Was ist's mit Thilo?“

„Ich glaube etwas Schreckliches, Onkel Joachim! O komm, komm, laß uns eilen, ihn zu suchen!“

Und ohne daß nur noch ein einziges, weiteres Wort aus ihr herauszubringen gewesen wäre, lief sie vor ihnen her in den Park zurück, nach der Richtung hin, aus der, wie sie meinte, der Knall des Schusses gekommen war. So weit war sie ihnen bald voraus, daß nur noch der Schimmer ihres hellen Kleides ihnen verriet, wo sie sich befand. Und dann — dann verriet es ihnen allerdings auch ein klingender Aufschrei, ein Schrei voll überschwenglichen Jubels und unermesslicher Glückseligkeit. Und als Herr von Gilfa mit langen Schritten näher kam, sah er etwas, was er nimmermehr zu sehen erwartet hatte — etwas, das viel zu ungeheuerlich und unglaublich war, als daß es ihn nicht hätte für einen Moment völlig der Sprache berauben sollen.

Denn er sah Jenny Elfinger, die Verlobte Herberts von Gilfa, in den Armen des Grafen Thilo von Dornegg, und er hörte, wie sie unter Lachen und Weinen sagte: „O, vergeihen Sie mir, daß ich so häßlich zu Ihnen sein konnte! — Nein, ich habe Sie nicht gehaßt, und ich werde auch nie — niemals im Stande sein, Sie zu hassen!“

Da erst gewann der alte Herr seine Sprache wieder. Aber er bediente sich ihrer nicht, um zu fluchen und zu wettern oder um seinem Erstaunen auf irgend welche Weise Ausdruck zu geben. Freundlich und gütig wie immer sagte er vielmehr, indem er leise Jennys bebende Schulter berührte:

„Möchtest du nicht meinen Arm annehmen, liebes Kind? Thilo wird die Gefälligkeit haben, seine Tante zu führen. Es ist kühl hier draußen, und wir können ja auch drinnen weiter plaudern.“

Ein munteres Gepolter von der auf Vierlinden üblichen Art war es nun freilich nicht, was drinnen im Schlosse folgte. Und es war auch kein Gepolter zu hören, denn Herr von Gilfa sah in sehr ernsthaftem Gespräch mit dem Grafen in dem einen Zimmer, während in einem andern Jenny neben seiner würdigen Gemahlin auf dem Boden kniete und ihr ganzes von Kummer wie vom Glückseligkeit gleichermaßen überströmendes Herz in den Busen der geduldig zuhörenden alten Dame ausschüttete.

„Ich kann nicht seine Frau werden,“ war das Ende der langen Beichte, „ich kann nicht, auch wenn er mich jetzt überhaupt noch nehmen wollte. Ich habe ja gar nicht gewußt, was es ist, einen Menschen lieb haben. Jetzt aber weiß ich's — und jetzt werde ich nie und nimmer einen Mann heiraten, den ich nicht liebe!“

„Der Himmel verhüte, daß es je geschähe, mein liebes, armes Kind,“ sagte Frau von Gilfa tröstend, indem sie liebevoll den dunkeln Scheitel der Schluchzen-

den streichelte. „Es ist sehr traurig für den armen Herbert; aber es ist immer noch tausendmal besser, daß du deinen Irrtum heute erkennst, als daß es nach der Hochzeit geschehen wäre! Wie ich meinen Gatten zu kennen glaube, wird er morgen mit dem Frühzug nach München fahren, um mit Herbert und seiner Mutter zu reden. Du aber, meine liebe Jenny, bleibst vorläufig hier auf Vierlinden, und wie auch immer die Dinge sich gestalten mögen: jedenfalls wird niemand einen Versuch machen, dich um des vorschnell gegebenen Wortes willen zur Heirat mit einem ungeliebten Mann zu zwingen!“

„Ihr seid mir also nicht böse? Ihr werdet mich nicht verachten?“

„Welch ein Gedanke, mein Kind! Onkel Joachim und ich, wir werden dich fortan doppelt lieb haben um deiner goldherzigen Ehrlichkeit willen. Daß du nicht lügen und dich nicht verstellen konntest, hat uns ja gezeigt, wie richtig wir beide dich von allem Anfang an beurteilt hatten. — Und nun genug für heute, mein armer Viebling! — Geh jetzt zur Ruhe und gräme dich nicht zu sehr. Der Himmel wird schon für eine glückliche Lösung sorgen — und Onkel Joachim auch! Eine Sache, deren er sich angenommen hat, ist immer in den besten Händen!“

Davon war Jenny überzeugt, und wenn sie sich auch noch nicht recht vorstellen konnte, wie diese glückliche Lösung möglich sein und worin sie bestehen sollte, so ging sie doch getröstet auf ihr Zimmer, und es war jetzt, da sie der schweren Bürde ledig geworden, ganz still und friedlich in ihrem Herzen.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Während der ersten Zeit von Jennys Abwesenheit hatte sich der Verkehr zwischen Herbert und Margarete anscheinend ganz in den alten Formen weiter bewegt. Aber wenn auch die unverfängliche Art ihrer Zusammenkünfte wie der Inhalt ihrer Gespräche nach ihrer eignen Meinung dieselben geblieben waren, so hatte sich darin in Wahrheit doch gar manches geändert seit dem Tage, da Herbert durch seine Verlobte eine so schwere und schmerzliche Enttäuschung erfahren.

Wenn der Maler schon früher der jungen Frau fast alle seine Zweifel und Sorgen rückhaltlos offenbart hatte, so schien er jetzt vollends auch nicht mehr das kleinste Faltchen in seinem Herzen vor ihr zu verbergen. Daß ein so inniger Gedankenaustausch, wie er jetzt zwischen ihnen stattfand, sonst nur möglich und zulässig sei zwischen Menschen, die durch die engsten und heiligsten Bande miteinander verknüpft sind, kam dabei keinem von ihnen zum Bewußtsein. Denn keines von ihnen hatte den Willen, etwas Sträfliches zu begehen. Sie genossen das Glück dieses seelischen Ineinander-Aufgehens, ohne den Abgrund zu sehen, an dessen Rand sie gleich ahnungslosen Nachtwandlern dahinschlitterten. Und wenn sie sich auch vielleicht beide der wahren Natur ihrer Empfindungen bereits bewußt waren, so glaubten sie sich doch stark und gewappnet gegen jede Verführung durch das Bewußtsein der auf ihnen lastenden Pflichten, denen ja der eine so wenig zu entinnen vermochte als der andre.

Dann aber kam eine Stunde, da sie mit Schrecken ihres Irrtums inne wurden.

Margarete stand am Fenster des Bibliothekszimmers, in die Betrachtung einer von Herbert entworfenen Farbenskizze verloren. Der lichte Sonnenschein des herrlichen Frühlingstages umflutete ihre wundervolle Gestalt und ihren feinen, schönen Kopf, dessen üppige Haarwellen in dieser Beleuchtung glänzten und schimmerten wie lautes Gold. Ihr Antlitz lächelte, und aus ihren Augen leuchtete die Freude über das gelungene Werk, das sie da in ihren Händen hielt.

Und dann begann sie zu sprechen. Wie eine köstliche Musik klangen ihre Worte dem in halber Verzückung lauschenden Maler ins Ohr und ins Herz. Nicht nur was sie sagte, sondern auch wie sie es sagte, ließ das himmlische Glücksgefühl, das ihn erfüllte, mächtig und immer mächtiger anschwellen, bis daneben alles andre in nichts versank, alles, was ihn so lange stark gemacht und gewappnet hatte gegen die lockende Verführung.

Margarete machte ihn auf irgend eine Einzelheit in der Skizze aufmerksam, und er mußte seinen Kopf ganz nahe zu dem ihrigen neigen, um der Bewegung ihres schlanken Fingers zu folgen. Ihr Atem streifte seine Wangen; ein wonniger Schauer überrieselte seinen Leib, und plötzlich — keines von ihnen wußte, wie es geschehen war — brannten seine Rippen auf ihrem Mund. Es war eine Sekunde, in die für sie alle Seligkeiten des Himmels und der Erde zusammenzufließen schienen. Aber es war auch nur eine einzige Sekunde! Dann standen sie einander gegenüber, bleich, verstört, mit dem Entsetzen des Schuldgebührens in den Mienen.

Mit zitternder Hand legte Margarete die Leinwand auf den Tisch und wandte sich zum Gehen. Herbert wollte sprechen, aber mit einer Geste, die keine Auflehnung duldete, gebot sie ihm Schweigen. Und die

Thür fiel hinter ihr zu, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre.

Ueber das Haus der Frau von Gilfa aber, in das die Sonne für eine kurze Zeit wieder Zugang gefunden zu haben schien, senkten sich aufs neue die dunkeln Schatten herab, die es vor dem Einzug der beiden Schwestern umhüllt hatten. Herbert war düster und schwermütig, mit sich und der Welt zerfallen wie nur je in seinen schlimmsten Tagen. Nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten wurde er auf kurze Viertelstunden für seine bekümmerte Mutter sichtbar, und sogar von diesen wußte er mehr als einmal unter irgend einem Vorwand fortzubleiben.

Margarete aber ging still und schweigend umher. Ein Zug schmerzlichen Leidens hatte sich in ihr Antlitz eingezeichnet. Die Schatten unter ihren Augen sprachen von schlaflosen Nächten. Und die Müdigkeit ihrer Bewegungen, die eisige Kälte ihrer Hände deutete Frau von Gilfa in wachsender Besorgnis als die Vorboten einer schweren Krankheit.

Das war die Stimmung, von der Joachim von Gilfa das Haus seiner Verwandten beherrscht fand, als er kam, um Kunde zu bringen von dem, was auf Vierlinden vorgefallen war, und um für die arme Jenny ein wenig Vorsehung zu spielen. Er hatte zunächst eine kleine Unterredung mit Frau von Gilfa, und erst als es ihm gelungen war, die zu Tod erschrockene Matrone ein wenig zu beruhigen, wurde auch Herbert gerufen.

Schweigend, ohne jedes äußere Zeichen des Schreckens oder der schmerzlichen Erregung hörte er die von dem Oheim in den schonendsten Worten, aber in schlichter Wahrhaftigkeit wiederholte Erzählung an. Aber als seine Mutter tröstend ihren Arm um ihn legen wollte, wies er sie sanft zurück.

„Laß es gut sein, liebe Mutter,“ sagte er. „Ich bedarf des Trostes nicht. Denn wenn es nicht Jenny gewesen wäre, die diese Lösung herbeiführte, so hätte vielleicht ich es eines Tages thun müssen. Wir waren eben beide in einem schweren Irrtum befangen, als wir glaubten, für einander zu taugen. Und ich hatte diesen Irrtum früher erkannt als sie. Darum soll ihr niemand großen und niemand soll ihr weniger freundlich begegnen als bisher. Ich werde niemals aufhören, sie wie eine Schwester zu lieben.“

„Brav gesprochen, mein Junge,“ rief Joachim von Gilfa, der seine helle Freude nicht zu verbergen vermochte, „und gesprochen, wie ein ganzer Mann! Was aber die freundliche Behandlung betrifft, so brauchst du dir darum wahrhaftig keine Sorge zu machen. Ich habe das Mädel liebgewonnen wie mein eigen Kind. Und wenn's euch recht ist, soll sie auf Vierlinden bleiben, bis — nun, bis eines Tages der Rechte kommt, sie sich zu holen!“

„Der Rechte — das ist Thilo Dornegg, nicht wahr?“ fragte Herbert lächelnd.

„Weiß Gott! Ich glaube, er ist's!“ pläzte der alte Herr heraus. „Vorläufig natürlich darf er nicht wieder ins Haus, und er hat auch nicht die Absicht, zu kommen. Aber wenn die Kleine an ihm festhält, wie er ohne allen Zweifel an ihr festhalten wird, dann werden sie sich wohl zu finden wissen und wenn wir hundert Gebirge zwischen ihnen aufbauen könnten.“

„Was aber, wie ich dich und die verehrte Tante kenne, gar nicht eure Absicht ist, Onkel Joachim! — Und da wir einmal von Thilo reden — es ist mein Wunsch, liebe Mutter, ihn hierher einzuladen. Ich sehne mich nach ihm, und ich hoffe, auch du wirst ihn gütig und herzlich empfangen.“

„Herbert!“ schrie sie auf, und die Thränen stürzten ihr unaufhaltsam über die faltigen Wangen. „Du sehnst dich nach ihm — nach dem Manne, der dir das gethan?“

„Laß sein, Mütterchen! Das ist eine vergessene Geschichte, und wenn sie für mich abgethan ist — dann — nicht wahr? — dann ist sie's auch für dich?“

Joachim von Gilfa räusperte sich. Es mußte ihm plötzlich was Fremdes in die Kehle gekommen sein. Dann aber nahm er die gesunde Linke Herberts in seine beiden Hände und sprach:

„Ich möchte dir jetzt für mein Leben gern etwas recht Schönes sagen, mein Junge — etwas, das dir so recht deutlich zeigt, wie ich über dich denke. Aber ich weiß es nicht anders zu fassen als: du bist meines Vaters und meiner Mutter würdiger Sohn!“

„Und du hast mir damit das Schönste und Ehrenvollste gesagt, Onkel Joachim, das ich mir wünschen kann. Nun aber werden wir auch Frau Aldenhoven von der veränderten Lage der Dinge in Kenntnis setzen müssen, und ich bitte euch, diese Mitteilung mir zu überlassen.“

„Wie, Herbert?“ fragte Frau von Gilfa überrascht. „Glaubst du nicht, daß es besser wäre, wenn ich als Frau...“

Aber er bestand mit freundlicher Festigkeit auf seinem Willen, und es war unter solchen Umständen nur natürlich, daß sich die beiden andern fügten. Das Mädchen wurde beauftragt, die junge Frau in das

Wohnzimmer zu bitten, und Onkel Joachim reichte Frau von Silsa den Arm, um sie in ein andres Gemach zu führen.

Verwundert und betroffen blieb Margarete auf der Schwelle stehen, als sie sah, daß sie mit Herbert allein sein würde. Er gewahrte ihr Zaudern und sagte in bittendem Ton:

„Fürchten Sie sich nicht, näher zu kommen! Und vergessen Sie, wenn es möglich ist, für eine kurze Zeit, daß ich Ihnen Anlaß gegeben habe, mir zu zürnen! Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Mein Verlöbniß mit Jenny hat aufgehört, zu bestehen. Ihre Schwester hat es gelöst!“

Er sah, daß sie tödlich erschrocken war, und er hatte es wohl auch kaum anders erwartet. Denn er beeilte sich, der Frage zuvorzukommen, die er in ihren verstörten Zügen las, und sie darüber aufzuklären, daß es sich bei dieser Lösung nicht etwa um ein unter bitterem Herzeleid dargebrachtes Opfer der Entsagung handle. Fast mit den Worten des Oheims schilderte er ihr die Vorgänge auf Vierlinden und deutete ihr auf eine zarte Weise das heitere Zukunftsbild an, das sich dort für Jenny aufthut. Den Schrecken und die Bestürzung hatte er damit wohl aus Margaretes Seele verschreckt; aber wenn er erwartet hatte, daß ihr trauriges Gesicht sich aufhellen werde, so sah er sich in dieser Hoffnung betrogen.

„Können Sie mir sagen, Herr von Silsa, wo ich jetzt Ihre Frau Mutter finden werde?“

„Ja. Doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir mitteilen, weshalb Sie gerade jetzt mit ihr sprechen wollen.“

„Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie mir eine solche Bedingung stellen; aber ich habe keinen Grund, Ihnen zu verschweigen, daß ich Frau von Silsa um meine Entlassung bitten werde.“

Er hatte vorausgesehen, daß dies ihre Antwort sein werde, und er hatte wohl auch nur darauf gewartet.

„Nein, Frau Margarete, das werden Sie nicht thun!“ rief er aus. „Jetzt, da ich frei bin, da Ihre Schwester selbst das Band zerrissen hat, das mich zum Sklaven meines einmal gegebenen Wortes machte — jetzt dürfen Sie mir nicht länger Schweigen gebieten! Ich liebe Sie — nur Sie! Und es giebt für mich kein Glück auf Erden außer dem Glück an Ihrer Seite. Ich lasse Sie nicht mehr, und wenn ich den Kampf gegen eine ganze Welt aufnehmen müßte, um Sie mir zu erringen.“

Sie war weiter und weiter von ihm zurückgewichen. Mit dem Ausdruck angstvollen Flehens waren ihre Augen auf ihn gerichtet.

„Halten Sie ein, Herr von Silsa! Sie wissen ja nicht, was Sie sprechen. Haben Sie denn vergessen, daß ich die Frau eines andern bin?“

„Eines andern, der Sie schändlich verlassen hat — eines Glenden, der Ihrer niemals würdig gewesen sein kann! Geben Sie mir das Recht, Sie von diesem Manne zu befreien, und Sie sollen mich als einen jämmerlichen Schwächling verachten, wenn es mir nicht gelingt, Ihre Ketten zu brechen!“

Er hatte es in der Erregung dieses entscheidenden Augenblicks überhört, daß an die Thür des Zimmers geklopft worden war, und mit einem halb unterdrückten Ausruf des Bornes fuhr er zurück, als er nun plötzlich den Diener auf der Schwelle stehen sah.

„Was giebt's?“ herrschte er ihn an. „Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Ich habe ein Telegramm für Frau Albenhoven, die Jungfer schickt mich damit her.“

Margarete griff mechanisch nach der auf dem Präsenzierteller liegenden Depesche.

„Verzeihen Sie!“ wandte sie sich mit klangloser Stimme an Herbert. „Aber ich vermute, daß es eine Nachricht von meiner Schwester ist, und ich darf es darum wohl auf der Stelle lesen.“

Er antwortete ihr nur durch eine Verbeugung, und Margarete löste das papierne Siegel, um das Blatt zu entsalten. Es mußte etwas Entsetzliches sein, was sie da las; denn ihr ohnehin schon so blaßes Gesicht wurde schneeweiß; sie griff sich mit beiden Händen nach der Gegend des Herzens und brach dann unter einem leisen Wehgeschrei in dem hinter ihr stehenden Sessel zusammen.

Noch in der nämlichen Sekunde war Herbert an ihrer Seite. Er sah, daß sie ohnmächtig geworden war, und sein erster Gedanke war, daß er erfahren müsse, welche Schreckenskunde eine solche Wirkung auf sie hervorgebracht. Ohne sich mit langen Erwägungen aufzuhalten, ob er ein Recht dazu bejaß, hob er die ihrer Hand entglittene Depesche auf und las:

„Ich komme morgen früh zehn Uhr, Dich abzuholen. Bitte dringend, bis dahin alle Reisevorbereitungen zu treffen, da wir München sofort verlassen müssen. Tausend glühende Küsse!“

Rudolf Albenhoven.“

Voll leidenschaftlichen Bornes knietete Herbert von Silsa das Blatt zu einem förmlichen Knäuel zusammen.

„Nun denn, so mögen Sie in Gottesnamen kommen, mein Herr Albenhoven!“ rief es in ihm. „Sie werden in mir Ihren Gegner finden — wenn es sein muß, auf Leben und Tod!“

Dann klingelte er lange und heftig, um einen weiblichen Beistand für die bewußtlose Margarete herbeizurufen.

(Schluß folgt.)

Der Marktplatz zu Nürnberg um 1500.

(Bild S. 468.)

Die architektonischen und malerischen Schönheiten im Stadtbild Nürnbergs, die noch heute von der großen Bedeutung der alten Reichsstadt in vergangenen Jahrhunderten zeugen, haben schon manchen Künstler zur Wiedergabe angeregt. Eine der schönsten Partien stellt Paul Ritter auf unserm Bilde dar, den nördlichen Abschluß des großen Marktplatzes, wie er sich um das Jahr 1500 dem Auge zeigte. Wir gewahren den weltbekannten „schönen Brunnen“ in seiner ursprünglichen, noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Gestaltung (das neunzehnte Jahrhundert hat ihn nur in einer dürftigeren Renovation gelassen), dann das alte Patrizierhaus mit dem Schmuck seiner schönen Fassade, die später einem nächtlichen Anstrich Platz gemacht haben. Das gegenüberliegende Gehäus ist die „Alte Schau“, wo die Probe der silbernen Geräte stattzufinden pflegte, eine Perle der Gotik des Privatbaues, ebenfalls dem Unverstand der Enkel zum Opfer gefallen; darüber ragen die grauen Zindächer der Türme von St. Sebald. Zum architektonischen Bild der kunstvollen Vorzeit paßt trefflich die Staffage: der mittelalterliche Reisewagen, der Ritter, der seiner Dame eine Blumenpforte überreicht, die reisigen Begleiter und das bunte Treiben auf dem freien Platz. Das schöne Bild Paul Ritters ist im Besitz des Prinzen Rupprecht von Bayern.

Verföhnt.

(Bild S. 469.)

Am Ende von Fischhausen, wo der Weg zum Spitzingsee bergan steigt, liegt ein stattlicher Bauernhof. Soweit die Kirchenbücher zurückreichen, ist er stets im Besitz desselben Geschlechts gewesen, und die Steiger auf dem Haselhof erzählten in ihrem Bauernstolz, schon der Kaiser Karl vom Untersberg bei Salzburg habe ihren Urahn im freien Besitz seines Hauses und Hofes bestätigt. Sicher ist, daß vom Vater auf den Sohn uralt Briefe und Urkunden forterbten, unter tiefstem Geheimnis in einer Truhe aufbewahrt, in die kein anderer einen Blick thun durfte, als der jeweilige Besitzer des Hofes, der Haselhofbauer. Unter den älteren Leuten ging die Kunde, daß der Kaiser Karl dem Geschlecht das Richteramt übertragen habe, das in seinem Namen gehegt wird, und der Alois Steiger sei einer der zwölf letzten Haberermeister. Wer sein strenges, ernstes Gesicht anschaut, der glaubte das ohne weiteres, denn den Alois selbst zu fragen, so led wäre keiner gewesen. Da war es denn nun selbstverständlich, daß er zuerst in seinem Hause streng auf Sitte und Ordnung hielt, die Knechte und Mägde hatten besseren Lohn als sonstwo, aber sie mußten dafür auch ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, ohne zu murren. In seinen Ställen war das beste Vieh, Allgäuer, Pinzgauer und Simmenthaler Schlag, der Stolz der Bauern; seine Almen erstreckten sich bis zur Johannisflaute an der Tiroler Grenze. Wie viel bares Geld er im Kasten haben mochte, darüber flüsterten sich die andern Bauern im Wirtshaus ganz abenteuerliche Zahlen zu, denn der Respekt vor ihm war so groß, daß sie nicht laut über ihn zu reden wagten, man konnte doch nicht recht wissen, wie weit die Macht eines Haberermeisters reicht. Aber wie es hier auf Erden kein vollkommenes Glück giebt, so lastete auch auf ihm ein schwerer Kummer, seit sein einziger Sohn aus dem Kriege gegen Frankreich nicht wieder heimgekehrt war; in den Kämpfen vor Orleans, an Weihnachten 1870, war er den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Es blieb ihm nur die Wesi als Erbin des großen Besitzes. Natürlich war es, daß die Wurschen sich alle den Hals nach ihr verdrehten, je mehr sie heranwuchs, aber daß der Haselhofbauer dabei ein gewichtiges Wort mitzureden hätte, das war jedem klar. Wer war reich genug, um sich guten Mutes seinem Auge vorzustellen als Werber um die einzige Tochter? Der Alte in seinem Bauernstolz hätte sich nicht gescheut, selbst dem Herrn Amtsrichter die Thür zu weisen, wenn er sich erkühnt hätte, die Augen zur Wesi zu erheben.

Ob der Haselhofbauer sich eine bestimmte Vorstellung von seinem zukünftigen Eidam gemacht, wer kann das wissen — sicher ist nur, daß die Sache ganz anders kam, als ihm lieb war. Und das ging so zu: Die Wesi kümmerte sich als künftige Erbin des Hofes kaum weniger um das Vieh wie der Vater und war einmal zur Himmelfahrt hinaufgestiegen um bei der

Sennerin nachzufragen, ob sich nichts Besonderes ereignet habe. Die Nacht hatte sie oben zugebracht, denn der Weg war keine fünf Stunden weit, und für einen Tag war es doch etwas zu viel, hin und zurück zu kommen. Beim Herabsteigen aber hatte sie das Mißgeschick gehabt, an einer schlechten Stelle des Weges auszugleiten und in eine Schlucht hinabzustürzen. Eine Fatsche, die in der Mitte aus der Wand herauswuchs, brach die Wucht des Falles, und in den zähen Zweigen des Baumes hatte sie sich festhalten können. Den Versuch, die steile Wand hinaufzuklettern, hatte sie bald aufgeben müssen, denn sie merkte sofort, daß am rechten Arme etwas nicht in Ordnung war. Für ein Stadtkind wäre die Lage verzweifelt gewesen, aber die Wesi als Tochter ihres Vaters war aus hartem Holze. Sie wußte, daß man sie zu Hause erwartete, und wenn sie nicht kam, sich Gedanken machen würde; so durfte sie darauf rechnen, daß im Laufe des Tages jemand des Weges kommen müßte. Es hieß also, sich möglichst still zu halten und gespannt zu lauschen, um den Schritt nicht zu überhören. So hing sie Stunde um Stunde in den Fatschenzweigen und beobachtete das Vorschreiten des Tages an den Sonnenstrahlen, die immer tiefer in die Schlucht hineinfielen, bis sie ihr fühlbar auf den Kopf stachen, daß ihr die Sinne vergehen wollten. Aber mit zäher Willenskraft hielt sie dem Gefühl der Ermüdung stand und laute einige Kadeln gegen die Regungen des Durstes. Wie viele Ave Maria und Vaterunser sie betete, darüber gab sie sich keine Rechenschaft mehr, wenn's nur endlich helfen würde. Endlich vernahm das lauschende Ohr einen Tritt, und kleine Steinchen lösten sich auf dem Felspfad und prasselten in die Tiefe. Ein heller Schrei — ob der droben ihn hörte? Ja, er wurde erwidert; die Rettung war nahe. Noch ein Schrei — und vorsichtig beugte sich ein Kopf über die Schlucht herein: „Hallo, is wer drunt?“

Es war der Xaver, die Wesi kannte ihn sofort, der beste Knecht ihres Vaters, der stärkste Bursch im ganzen Umkreis und eine grundehrliche Haut. Längst hatte sie bemerkt, daß er sie, so oft er ihrer ansichtig wurde, mit so eignem Geschau betrachtete; aber sie war dergleichen gewohnt und hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Was galt ihr, der reichen Haselhofertochter, der arme Knecht? Doch jetzt empfand sie es wie ein Gefühl der Sicherheit, daß gerade er vom Zufall dazu ausersehen sei, sie aus ihrer mißlichen Lage zu befreien; auf den Xaver konnte man sich verlassen, so hatte sie oft vom Vater gehört.

„Jeßas, die Wesi ist abag'fall'n!“ rief der Xaver höchst erschrocken. „Wie lang bist denn schon drunt? Hast eppat den Fuß brocha?“

„Na, brocha is zum Glück nixn, bloß am Arm is was verlehrt, sonst wär' i aufa krazelt. San wohl schon etlene Stündlein, daß i so an der Fatschen heb' und nach Hilf' ausschau! S' is höchste Zeit, daß wer kemman is.“

„Jeßas na, so was! Hat's mir doch so was g'schwant und hat mir toa Ruh' g'lass'n, daß i mi auf den Weg hab' macha müssen, um dir entgega z'geh'n. Halb im Traum hab' i an longa Strid mitg'nommen, wie zur Holzarbeit, der is wohl gut für fettene Fäll.“

Die Wesi segnete insgeheim die Umsicht des Burschen, ohne sich weitere Gedanken zu machen, was den Xaver veranlaßt habe, ihr entgegenzugehen. Es kam ihr schon als ganz selbstverständlich vor, daß gerade er den klugen Einsinn gehabt. Der Strid ward vorsichtig herabgelassen, und rasch hatte die Wesi sich mit dem brauchbaren Arm eingeknüpft, denn der andre verjagte den Dienst. Auch der linke Fuß schmerzte stark, so bald die Wesi versuchte, aufwärts zu klettern, und so war es ein schweres Stück Arbeit, den steilen Abhang hinauf zu kommen. Der Xaver stemmte sich rückwärts, daß seine Füße bis zu den Knöcheln in die Erde sich eingruben, und packte das Seil wie mit eisernen Klammern, Griff um Griff es kürzend, die Wesi schob und zog sich mit dem einen Ellbogen und den Knien aufwärts, bis der Xaver ihr seine kräftige Hand hinreichen konnte, um sie vollends auf den Pfad heranzuziehen. Endlich war's geschehen, aber auch Wesis Kraft war zu Ende und sie glitt, die Augen schließend und tief aufatmend, in die Arme Xavers, der halb im Ernst halb im Scherz sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Ja, ja, bist halt a doppelt schwere Bauerntochter, hab's wohl g'merkt beim Ziag'n.“ Aber da stand sie schon wieder und hatte die Augen offen und sah ihn strahlend an. „Vergelt's Gott viel tausendmal, Xaver, ich werd's dir nie vergess'n.“ — „Hast nix'n z'danken,“ entgegnete er fast verlegen unter ihrem Blick, „is gern g'scheg'n, und war bloß Christenpflicht,“ dabei wurde er aber wieder merklich rot im Gesicht, denn er fühlte, daß es sich nicht bloß um die christliche Nächstenliebe bei der Sache handle.

„Hast eppat Hunger und Durst, Wesi?“ fragte Xaver, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen. „Hunger grad' nit, aber an saftreichen Durst.“

„Durst?“ sagte Xaver eifrig. „Da kann ma scho

helfa. „I woach a Brunnl in da Näheten, — seh di a wengerl da her, i bin glei wieda da!“

Kaver verschwand und kehrte mit dem Wasser in seinem Gut zurück.

„Muacht halt vorlieb nehma, Vesi, mit dem Gefäß.“

„Macht nix, Kaver.“

Begierig trank sie. „So, jetzt is alles gut. Also vorwärts — ah, ah!“ Sie hatte sich rasch erhoben,

aber nur, um sofort mit einem pfeisenden Schmerzenslaut zurückzusinken.

„Was is, hast a Wehtum, Vesi?“

„Der linke Fuß, Kaver, es geht nit.“

„Is er eppat dobrocha? Rah 'n sehg'n, Vesi.“

Vesi wurde wieder rot. „Na, brocha is er nit, so weni als der Arm, sonstn thät er ja schlenkern. Es is alles heil, bloß schmerzhaft und g'schwell'n. Und

bist ja do toa Vader, Kaver, und deine Finger san nit so fein. Kaver, hab's g'spürt beim Aufzitiag'n, nix für ungut, aber 's Drucka thut gar so weh.“

„Na, zum Vader bin i verdorb'n,“ lachte Kaver.

„Aber auf dem oan' Haren kannst do net hupfa.“

„Wie 's blinde Star'l drunt'n in unsrer Stub'n — na, sell nüt,“ erwiderte Vesi.

„Ja, was is da z' macha?“ fragte Kaver und



Erwartung. Nach dem Gemälde von Gabriel May.

Photographie-Verlag von Rudolf Sauer in Berlin.

trachte sich tiefsinnig hinter dem Ohr. „Wird nix übr bleiben, als daß i di am Arm nimm und auftrag' zur Alm.“

Vesi bedachte sich kurz, aber zur Zimperlichkeit war keine Zeit. „In Gottes Nama, Kaver. Aber nit af d' Alm, da giebt's toa Pfleg'; lieber do abi in Haselhof. Daß dir halt Zeit, Kaver.“

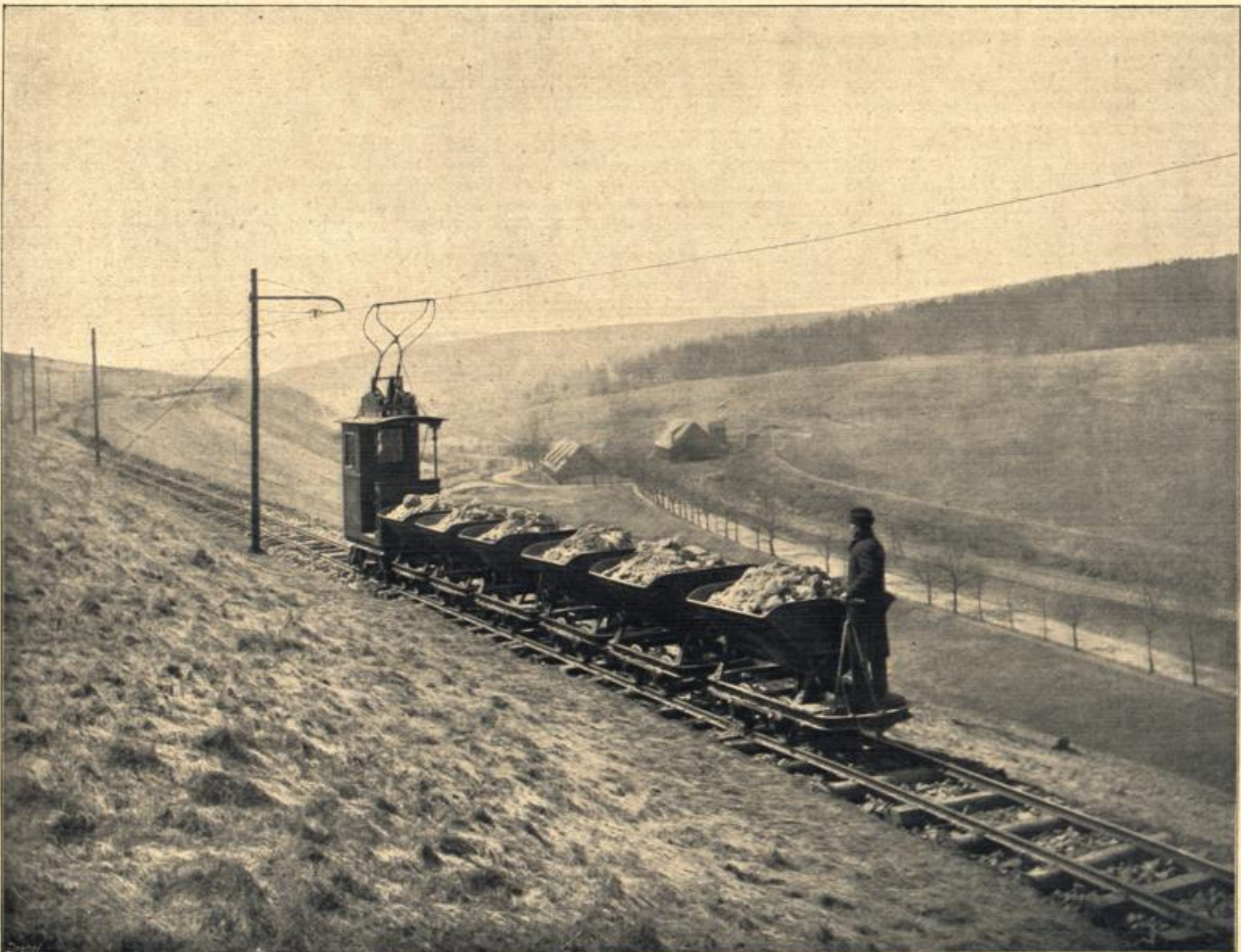
So nahm sie denn der Kaver auf den Arm, sie mußte den schmerzenden Arm um seinen Hals legen, und vorsichtig schritt der Bursch mit seiner Last fürbaß.

Wem von den beiden es anfangs seltsamer vorkam, darüber sprachen sie sich nicht näher aus, denn die erste Zeit waren beide ziemlich schweigsam, vielleicht machte es der schwierige Weg. Aber merkwürdig war's, wie sie sich trotz des Schweigens gegenseitig immer vertrauter wurden. Die Vesi wunderte sich, daß der Kaver so sorgsam und zart mit ihr verfahren konnte, wie sie es sich nur aus ihren Kinderjahren von der Mutter erinnerte, und der Kaver wieder bat es ihr heimlich ab, daß er sie für stolz und hoffärtig ge-

halten hatte wie den Vater. Allmählich kam auch das Gespräch wieder in Fluß, als die Vesi fragte, ob sie ihm denn nicht zu schwer würde. „A na, Vesi,“ sagte Kaver, „i thät' di ja gern bis zum End' der Welt trag'n,“ und dann gab ein Wort das andre. Der Kaver erzählte, daß er schon lange Waise sei und sich einsam fühle, und sie erzählte ihm von ihrem gesallenen Bruder, und die Zeit verging beiden wie im Fluge. Einmal mußte der Kaver sogar rasten, die Vesi litt es nicht anders, damit er sich nicht zu sehr ablagen müsse.



Elektrischer Bagger und elektrische Lokomotive.



Elektrische Schmalspurbahn der königlichen Berginspektion zu Clausthal im Harz.
Elektrische Förderungsanlagen. (Text S. 479.)

Der Haselhofbauer stand vor seinem Hause und machte große Augen, als er das wunderliche Paar so daherkommen sah. Doch begriff er sofort den Sachverhalt, und wenn auch ein mißtrauischer Blick den Xaver und die Bessi streifte, so vermied er es doch, etwas darüber zu sagen und gab sich den Anschein, als fände er die Dienstwilligkeit des Burschen ganz selbstverständlich. „Brav, Xaver,“ sagte er, „daß du mei'm Deandl so g'schickt beig'standen bist, kimm dann zu mir in d' Stub'n eini, a Fünfmartstück hast gut und gern verdient als Sanitäter. Die Bessi aber soll si alsbald niederlegen, und die Rahm wird für kalte Umschlag' sorgen.“

Hätte der Haselhofbauer geahnt, wie sehr sein Mißtrauen berechtigt war, vielleicht hätte er den Xaver inzwischen mit einer reichlichen Abfindung vom Hofe entfernt. Aber er rechnete, daß die Bessi ebenso stolz sei wie er selber und meinte, es würde sich während des Krankenlagers ein etwaiger Eindruck tieferer Dankbarkeit für den Xaver wieder von selbst abschwächen. Aber darin sollte er sich vollständig täuschen. Während der langweiligen Tage auf dem Bette beschäftigte sich die Bessi immer mit der Ausmalung ihres Unfalls, der Gefahr des Verschmachtens und mit dem Erscheinen des Retters. Als sie nach acht Tagen wieder völlig hergestellt war, wußte sie auch mit voller Bestimmtheit, daß sie nur mit dem Xaver glücklich werden könne. Sie selbst sprach dem Xaver zu, er solle beim Vater um sie anhalten; denn der hatte große Bedenken wegen seiner Armut und dem Reichtum des Haselhofbauern. Aber da es die Bessi so wollte, sah sie sich den Mut und trat an einem Sonntagnachmittag vor den Alois, um sein Anliegen vorzubringen. Die Bessi stand draußen vor der Thür, um sofort zur Stelle zu sein.

Aber es kam anders, als sie dachte.

Butterrot wurde der Bauer im Gesicht, als der Xaver sagte, er und die Bessi hätten sich gern, und wenn's dem Bauer recht wäre, wollten sie sich heiraten.

„Kruzi Turteln und Granaten,“ fluchte der Bauer, „du notiger Hungerleider willst die Tochter vom Haselhof? Bais nit zum Vacha war, war's zum Zornwerden. I moan holt, Xaver, du spinnst seit etlene Tag. Mit der Bessi wir' i ja a Wörtel reden müß'n, aber was di' angeht, Xaver, so wirst selber einseign, daß der Plan a bißl zu durchsicht' is. Daß dir der Hof anstehn that, sell glab' i dir aufs erste Wort, aber i wart' halt da auf an andern zum Schwiegersohn. Wird wohl 's beste sein, bal' du di anderswo anpakt — und mein Hof hinter dir läßt, je eher, je lieber. Kündigung is nit von Nöten, was d' an Lohn zu fordern hast, sell macha wir heint ab.“

Die Willensmeinung des Alten war so deutlich, daß dem Xaver nichts übrig blieb, als den Hof zu räumen. In Schliersee fand der tüchtige Bursch leicht einen andern Dienst und blieb der Bessi nahe genug, um bessere Tage abzuwarten. Denn die Bessi behauptete ihren Willen mit derselben Hartnäckigkeit wie ihr Vater und machte kein Hehl daraus, daß sie einen andern als den Xaver unter keinen Umständen haben wollte, und sie wollte nur noch so lange warten, bis sie mündig wäre und auch ohne Einwilligung des Vaters heiraten könne. An Geld und Gut liege ihr so wenig als dem Xaver, sie hätten tüchtige Arme und frohen Mut, um sich selbst durch die Welt zu schlagen.

Es waren verdrießliche Tage für den Haselhofbauer. Daß eine reiche Bauernochter sich so wegwarf an einen hergelaufenen Knecht, das war doch ganz unerhört. Mit der alten Zucht und Ordnung im Bauernstand ging es reißend bergab, seit die Stadträde in ganzen Häufen auf das Land gerückt waren. Was war aus dem Haberfeldtreiben geworden, seit man die Teilnahme nicht mehr auf die Hofbesitzer beschränkte? Ein wüster Unfug und Spektakel, bei dem man die ledigen Burschen am besten allein ließ und sich zurückzog. War's noch wie früher, so wäre wohl seiner Tochter selbst zuerst Haberfeld getrieben worden für ihren Ungehorsam gegen den leiblichen Vater. Aber das kam alles von den neumodischen Ideen, die von der Stadt auf das Land vordrangen. Gab's doch in Schliersee vorn kaum mehr rechte Bauern, so vornehm waren sie alle geworden durch den Umgang mit den Stadtleuten. Und was das allerschlimmste war, kam da einst so ein Stadträd daher, ein Komödiant, der ein Theater baute und die Bauern zum Komödispielen verführte, nur um des Geldes willen. Schimpf und Schande, daß der Landrichter das mit ansah!

So ärgerte sich der Alois Steiger in Gift und Galle hinein. Und dann gar noch, als er hören mußte, daß sein früherer Knecht, der Xaver, auch beim Komödispielen mitthat, und sogar den Leuten ganz besonders gefiel und sich mehr Geld verdiente, als jemals der beste Bauernknecht sich geträumt hätte! Nein, die Welt konnte nicht mehr lange stehen.

Und dann kam das Allerschlimmste.

Wie die Bessi einundzwanzig Jahre alt geworden war, da erklärte sie dem Vater rund heraus, daß sie seinem Eigensinn ihr Lebensglück nicht opfern wolle.

Der Xaver wollte im Winter mit dem ganzen Bauerntheater eine große Reise machen, in allen möglichen Städten würden sie sich zeigen, sogar in Amerika. So lang könne sie sich vom Xaver nicht trennen, deshalb gedächten sie jetzt zu heiraten, damit sie mit ihm gehen könne, und deshalb solle der Vater nachgeben und ihnen seinen Segen nicht versagen.

Wer aber nicht nachgab, das war der Alois Steiger. Die Bessi sei eine ungeratene Tochter, und er ziehe seine Hand von ihr. Sie solle thun, was sie wolle, aber ihm nicht mehr vor Augen kommen!

Die Bessi aber ließ sich nicht irre machen. In München heirateten sie, und dann ging's in die weite Welt. Aus Amerika kamen sie gar nicht mehr zurück, die andern brachten die Kunde, daß der Xaver und die Bessi mit dem Geld, das sie durch Theaterspielen verdient, sich drüben ein Landgut gekauft hätten. Dann kam ein Brief von ihnen beiden, daß es ihnen gut ginge, aber der Haselhofbauer antwortete nicht. Und dann kam wieder ein Brief, daß ein kleiner Alois eingetroffen sei, und nochmals einer, daß jetzt auch eine kleine Bessi da sei, aber der Großvater ließ nichts von sich hören.

Und jahrelang fragte der Alois Steiger seinen Groll in sich hinein. Innerlich zehrte es wohl an ihm, denn der kraftvolle Mann verfiel zusehends. Sein Hof freute ihn nicht mehr, denn für wen sollte er sich plagen? Und dann kam ein böser Winter über ihn herein; er mußte sich legen und wurde immer schwächer. Der Pfarrer meinte, es sei wohl die Influenza, was ihn gepackt habe. Der Steiger murmelte, daß er jetzt gar noch mit neumodischen Krankheiten zu thun haben solle, aber aufstehen konnte er trotz alles Eigensinns nicht und kränkelte den Winter hindurch, und begann die Langeweile zu spüren. Wenn er so im Bett lag oder im Großvaterstuhl, da ging ihm mancher Gedanke durch den Kopf, den er nicht abwehren konnte. Er fühlte sich einsam und ertappte sich manchmal, wie er sich ausmalte, daß doch alles anders sein könnte, wenn die Bessi nicht so eigensinnig gewesen wäre. Der Pfarrer ließ manchmal ein Wort fallen, er solle doch sein Haus bestellen, aber der Steiger that, als ob er das nicht höre. Aber er wollte es nur nicht hören, und sich nichts davon merken lassen, daß er sich die Sache hin und her überlegte. Freilich hätte die Bessi nachgeben sollen, es war unverzeihlich schlecht von ihr, daß sie sich so von ihm losgemacht hatte um des Xaver willen. Und er machte einmal auch dem Pfarrer gegenüber so eine Bemerkung. Aber der alte Pfarrer, der so viele Ehen eingegnet hatte, sah ihn prüfend an und sagte bloß: „In der heiligen Schrift steht vom Weibe, sie werde Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen.“ Da stieg dem Steiger eine Röte in das blaß gewordene Gesicht, und er trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke. Und er fühlte, wie es in seiner Brust sich regte, gleich als ob die Gisede des Winters drunten auf dem See zu schmelzen beginne und brüchig werde. Der Pfarrer aber griff nach der Zeitung und stellte sich, als ob er eifrig lese, was da vom Landtag gedruckt stand.

Und allmählich kam der Frühling über die Berge, und die Wiesen wurden grün und die Luft weich, und die Apfelbäume draußen im Hof bedeckten sich mit weißen Blüten. Da ließ der Alois Steiger sich von der Hauserin seinen Vehnstuhl in den Hof tragen und sog die laue Luft in vollen Zügen ein. Der lange traurige Winter ging ihm durch das Gedächtnis und wie es früher doch viel belebter um ihn gewesen sei, wo die Bessi noch auf dem Hofe war. Und er nahm sich vor, den Pfarrer darum anzufragen, daß er vorsichtig Erkundigungen einziehe, wie es den Amerikanern wohl ergehen möge. Denn er gönne ihnen doch alles Gute, wenn sie auch schlecht an ihm gehandelt hätten. Schreiben hätten sie doch wieder können, denn sie wußten ja, wo er zu Hause sei, aber nicht umgekehrt. Und wie der Haselhofbauer so in Gedanken verfunken dasitzt und sich fragt, wie wohl die unbekannten Enkelkinder da drüben in Amerika aussehen möchten, der Xaver und die Bessi seien doch beide saubere Leute — da raffelt draußen auf der Straße von Schliersee her ein Wagen heran. Ist's der Pfarrer, der mich besuchen will? Aber der wird doch nicht zwei Pferde einspannen lassen für die paar Schritte! Nein, der Pfarrer ist's nicht, es sind fremde Leute, die sich wohl gar den Hof anschauen möchten, als ob er verkäuflich wäre. Aber der Tracht nach sind's doch Schlierseer — ein stattlicher Bauer und die Bäuerin und ein Bub und ein kleines Deandl — accurat so viel wie die drüben in Amerika. Ihm ist so seltsam ums Herz, da ihn doch die fremden Leute nichts angehen. Jetzt sind sie mit dem Aussteigen fertig und er sieht die Gesichter . . .

„Jessa, Maria und Joseph, die Bessi, mei Deandl!“ Und da ist sie schon auf ihn zugestürzt und liegt auf den Knien vor ihm.

„Bist no allweil harb auf mi, Vater!“ sagt sie schmeichelnd. Und er weiß nicht, ob ihm das Lachen

näher steht oder das Weinen, aber verslozen ist aller Groll und alle Entfremdung, und das Wasser will ihm in die Augen steigen.

„S is nur gut, daß kemma seid's. Und is ent epper nit gut ganga drüben?“

„Valei, gut is ganga, aber wie der Herr Pfarrer uns g'schrieb'n hat, daß d' krank bist, hab' ich loa Ruh mehr geben, und der Xaver hat's Gütl verkauft und auf und davon. Verzeih uns halt, was wir g'fehlt ham.“

„No, red'n ma nemma davon, erzähl nur weiter.“

„Ja, wie die Kinder kemma san, da hab' ich mir oft gedacht, sie möchten's uns grad so macha, zur Straß, und deshalb hab' i g'schrieb'n.“

„Ja, ja,“ nickte der Alte halb wehmütig, „aber jetzt bleibt's bei mir am Hof, du und der Xaver und die Kinder, der Haselhof braucht an Bauer, der frisch is auf den Beinen, i bin alt und g'hör' ins Ausding. Grüß Gott, Xaver, in der alten Hoamat . . .“

Santram Frank.

Die Kuhlucht in Oberbayern.

(Bild S. 476.)

Unser Bild führt nach den je eine Stunde von Partenkirchen und Garmisch entfernten Wasserfällen der „Kuhlucht“. An sieben Fällen steigt man in anderthalb bis zwei Stunden vorüber — eine beschwerliche Wanderung, aber unendlich lohnend. Oben angelangt, schweift das Auge nach dem wegen seiner rissigen Felsmassen und Schluchten berühmten Frießen, nach der Esteralpe und dem Krottenkopf hinüber. Tief unten quellen aus einem großen Loch unter einer schroff abstürzenden hohen Felswand ziemlich bedeutende Wassermassen hervor und nehmen donnernd ihren Lauf abwärts. Hier befindet sich die eigentliche „Kuhlucht“. In den dreißiger Jahren geschah es, daß fast sämtliche Wasser, selbst in der Vorkach, versiegten, und das Vieh auf den Almen nahm nun seine Zuflucht zu diesen Wasserfällen. Daher der Name „Kuhlucht“. Im Winter bieten die Kuhluchtfälle wegen ihrer wunderbaren Eiszubildungen ein hochinteressantes Naturspiel, jedem unvergeßlich, der es einmal gesehen hat.

Husten und seine Behandlung.

Von

Dr. med. P. Schütte.

Mit dem Husten ist es eine eigentümliche Sache. — Ist er eine Krankheit oder ist er keine? — Jedenfalls wird wohl schwerlich auf der ganzen Welt ein Mensch zu finden sein, welcher über Husten noch nicht zu klagen gehabt hätte. Und trotzdem dürfen wir dessen Auftreten nicht als etwas Alltägliches hinnehmen, als eine Erscheinung, die man, vielleicht als vorübergehend, nicht weiter zu beachten braucht und die man einer ernststen Würdigung nicht der Mühe für wert befindet.

Der Husten verbirgt oft ein tieferes, geheimes und schleichendes Leiden hinter sich, oder er ist der Anfang der verschiedenartigen akuten und oft schweren Erkrankungen des Atmungssystems, oft auch nur die Begleitererscheinung der leichteren Formen von Katarrhen, welche die Schleimhäute der den Atmungsorganen zunächst liegenden Teile zu befallen pflegen.

Leider kann man nur zu häufig die Beobachtung machen, daß Individuen, seien es Erwachsene oder seien es Kinder, bei rauhem und stürmischem Wetter mit einem Husten umherlaufen, bei dessen Anhören man erschrocken zusammenfährt und unwillkürlich die Empfindung bekommt, daß es für solche Leute wohl auch zuträglich wäre, wenn sie daheim in ihrem Zimmer oder in ihrem Bett blieben und schleunigst die nötigen Schritte zur Beseitigung des vorhandenen Übels thun wollten. Gerade in diesem Punkte werden die meisten Unterlassungsgünden begangen. Die meisten denken, so lange sie nicht auf das Krankenlager gezwungen werden — so ein wenig Husten wird schon von selbst wieder vorübergehen, da brauchst du nicht erst allerhand Mittel anzuwenden und womöglich obendrein noch Doktorkosten zu opfern.“

Zuweilen mag diese Philosophie eine gewisse Geltung haben, in den meisten Fällen jedoch hat sie sich auch schon bitter gerächt.

Der Husten ist in keinem Fall eine so harmlose Erscheinung, als im allgemeinen angenommen wird. Es handelt sich bei demselben stets um einen mehr- oder mindergradigen Reiz auf die äußerst empfindlichen Schleimhäute der Atmungsorgane. Infolge dieses Reizes tritt ein auf dem Wege des Reflexes erfolgender explosionsartiger Ausatemungsstrom ein. Diese explosiven Vorgänge wiederholen sich, je nach der Wirkung des Reizes, stoßweise und sind jedesmal mit einem kräftigen Schall, welcher durch Sprengung eines Verschlusses verursacht wird, verbunden.

Der Vorgang ist ein ähnlicher wie der des „Niesens“, und zwar wird beim Niesen der Verschuß zwischen

Nasen- und Rachenhöhle, den das Gaumensegel bildet, beim Husten dagegen die geschlossene Stimmrinne gesprengt. Diese explosiven Stöße vermögen fremde Körper, Schleimmassen und so weiter, welche den Reiz zu dem Reflexakte zu geben pflegen, aus den Luftwegen herauszuschleudern.

Das Atmungsorgan oder, besser gesagt, das Atmungssystem besteht aus Kehlkopf, Luftröhre und Lungen. Der Atmungsweg, auf welchem naturgemäß den Lungen die erforderliche sauerstoffhaltige Luft zugeführt wird, ist die Nase.

Der Mensch soll unter normalen Verhältnissen niemals durch den Mund atmen, sondern stets durch die Nase. Dieselbe ist infolge ihrer eigentümlichen komplizierten Bauart und der Feuchtigkeit ihrer Schleimhäute besonders geeignet, alle Unreinlichkeiten, die sich in der Atemluft befinden, zurückzuhalten und so der Lunge nur reine Luft zuzuführen. Außerdem wird die kalte Luft, während sie die unebenen, labyrinthartigen Nasengänge passiert, erst zu einer gewissen Temperatur erwärmt, ehe sie in den Kehlkopf und die Lungen gelangt.

Die Natur hat es also so eingerichtet, daß bei einer normalen Atmung den Respirationsorganen nur eine reine und bis zu einer gewissen Temperatur erwärmte Luft zugeführt wird. Je reiner die in die Lungen eingeatmete Luft ist, desto sauerstoffhaltiger und infolgedessen zuträglicher für den ganzen Atmungsapparat ist sie.

Ist nun die Nase infolge irgend eines krankhaften Prozesses oder sonstiger Hindernisse undurchgängig, so wird natürlich die Atemluft durch den in solchen Fällen meist offen stehenden Mund aufgenommen werden müssen. Es treffen also alle Schädlichkeiten, welche die einzuatmende Luft mit sich führt, als wie Staubteilchen, Mikroorganismen, Kälte, rauhe Reibung und so weiter auf die Schleimhäute des Kehlkopfes und der Lungen.

Schon derartige, scheinbar geringfügige Reize genügen, um bei ihrer Einwirkung auf die Schleimhäute der Atmungsorgane zu mehr oder minder heftigen Hustenanfällen Veranlassung zu geben. Solche Fälle können vorübergehend eintreten schon bei einem gewöhnlichen Schnupfen, wenn infolge der Anschwellung der Nasenschleimhäute und durch Ansammlung von Schleimmassen in der Nasenhöhle dieselbe eine Verstopfung erleidet und das Individuum gezwungen ist, durch den Mund Atem zu holen. Nach Beseitigung des Schnupfens verschwinden die störenden Symptome in kurzer Zeit von selbst.

Anders gestaltet sich das Krankheitsbild, wenn eine chronische Verstopfung der Nase vorhanden ist.

Individuen, welche an einer solchen dauernden Undurchgängigkeit der Nase leiden, sei nun die Ursache für diese Verstopfung welcher Art sie wolle, haben auch stets über fortwährenden Husten zu klagen. Die andauernden Reize, welche infolge der unatürlichen Mundatmung, sei es in Form von Staub, chemischen Substanzen oder Mikroorganismen, sei es als schädliche Bitterungs- oder Temperatureinflüsse, fortwährend die Atmungsschleimhäute berühren, rufen mit der Zeit allerhand krankhafte Veränderungen in den einzelnen Teilen des Atmungsorgans hervor. Katarthale Schwellungen und entzündliche Verdickungen der Schleimhäute des Kehlkopfes und der Luftröhre, Ansammlungen eines reichlichen dicken oder spärlichen zähen Schleimes im Innern derselben, Voderungen der Schleimhäute, granulöse Wucherungen, Erosionen und Blutaustritte in dieselben, alles das sind Erscheinungen, die man als die unvermeidlichen Folgen einer nicht naturgemäßen Atmung anzusehen hat.

Jede dieser krankhaften Veränderungen, und sei es das winzigste Schleimklümpchen, welches sich im Innern des Kehlkopfes oder der Luftröhre festgesetzt hat, bildet für die von einem Reiz von eigenartigen empfindlichen Nervenenden durchzogenen Schleimhautpartien des Atmungsorgans einen Reiz, welcher notwendigerweise auf reflektorischen Wege zur Auslösung von Hustenstößen führen muß. Solange diese Reize nicht beseitigt sind, so lange wird auch der immer wiederkehrende Husten nicht nachlassen.

Man hat also in solchen Fällen in erster Linie darauf hinzuwirken, daß die erkrankten Schleimhäute wieder ihren früheren normalen Zustand erlangen, das heißt, man muß den bestehenden Katarth des Kehlkopfes oder der Luftröhre einer gründlichen Behandlung unterziehen.

Ist eine verstopfte Nase das Grundübel, so muß zuvor von einem sachverständigen Arzt das die Undurchgängigkeit des Riechorgans verursachende Hindernis beseitigt werden. Nur dann ist es möglich, auch bei der Behandlung des sekundären Übels einen gründlichen Erfolg zu erzielen.

Bei der Behandlung der chronischen Katarth des Kehlkopfes und der Luftröhren hat man günstige Resultate erzielt durch die Anwendung der Brunnenturen von Ems, Wiesbaden, Soden, Reichenhall und so weiter, ferner durch Einatmung von Gradierluft, mehrwöchentliche Benutzung der Inhalatoren von Bad Ems, Salzungen, Sulza und andern. Will man sich kost-

spieligen Badereisen und Baderuren nicht unterziehen, so sind örtliche Behandlungen des Kehlkopfes, Auspinselungen desselben mit leichtem Tannin- oder Argentum nitricum-Lösungen, die man zu Hause von jedem geschickten Arzt vornehmen lassen kann, sehr zu empfehlen. Auch Inhalationen von Salzwasserdämpfen, die man mittels eines metallenen Inhalationsapparates mehrmals täglich vornimmt, thun zur Bänderung eines permanenten Hustens und zur Ausheilung von Katarthen der Respirationschleimhäute äußerst gute Dienste.

Von andern, in medikamentöser Form erhältlichen, hustenstillenden Mitteln sind hervorzuheben die Emser und Sönderer Pastillen, ferner verschiedene Theearten, der Ankerthee, der Spitzwegethe, der schleimige Aufguss von einem Gemisch zu gleichen Teilen von Leinsamen, Süßholz und isländischem Moos.

In neuerer Zeit hat man ein angenehm aromatisches schmeckendes Präparat als bewährtes Mittel gegen Husten und katarthale Erkrankungen der Respirationsorgane in den Handel gebracht, das sogenannte „Sirolin“. Es ist dies ein dem Kreosot ähnliches, jedoch vom Magen gut vertragenes, sirupartiges Medikament, welches in allen Apotheken erhältlich ist und theelöffelweise mehrmals täglich, je nach Vorschrift, entweder unverdünnt oder mit Wasser, Wein oder Milch vermischt, genommen wird. In ähnlicher Weise wirkt der neuerdings empfohlene Sulfosot-Sirup „Roche“, eine völlig geruchlose, angenehm bitterlich-süß schmeckende, konsistente Flüssigkeit, welche in gleicher Weise wie das Sirolin genommen wird. Der Sulfosot-Sirup hat dem Sirolin gegenüber noch den Vorzug, daß er bei weitem billiger ist.

Es giebt auch eine ganze Anzahl von Berufsarten, bei denen der Husten eine gewohnte, alltägliche und infolgedessen viel zu wenig beachtete Erscheinung ist. Leute, welche infolge ihrer Beschäftigungsweise fortwährend in einer staubreichen Atmosphäre arbeiten müssen, wie zum Beispiel Müller, Tischler, Metallarbeiter, Steinmetze, Kohlenarbeiter und andre, ferner Angestellte und Arbeiter von industriellen Werken, chemischen Fabriken, Laboratorien, Hüttenwerken, welche infolge ihrer Berufstätigkeit der fortgesetzten Einatmung von schädlichen Dämpfen und Gasen ausgesetzt sind, haben auf die Dauer unter den genannten Reizungen, welche auf mechanischem und auf chemischem Wege die Atmungsorgane beeinflussen, arg zu leiden. Kein Wunder, daß bei solchen Individuen sich mit der Zeit allerhand krankhafte Veränderungen im Atmungssystem, Infiltrationen, das heißt Durchsetzung des Lungengewebes mit den Staubpartikeln des betreffenden Beschäftigungsmaterials, chronisch-entzündliche Prozesse im Lungengewebe, Erweiterungen der Lungen und ähnliche Krankheitserscheinungen entwickeln.

Der Husten ist in solchen Fällen meist das einzige äußerlich bemerkbare und auffallende Symptom und wird infolgedessen leider auch nicht ernst genommen. Aber hinter ihm verbirgt sich in der Regel ein tiefer liegendes, sich schleichend entwickelndes Lungenleiden, welches meist erst bemerkt wird, wenn es zu spät ist.

Bei solchen Individuen wäre es am Platze, wenn dieselben sich während der Arbeit mit einem sogenannten Respirator, das heißt einer Atmungsschutzkappe für Mund und Nase versehen wollten. Durch diese einfache Vorsichtsmaßregel würde mancher von dieser Art Arbeiter sein Leben um viele Jahre verlängern. Leider wird dies aber teils aus Unkenntnis und Nachlässigkeit, teils aus Eitelkeitsrücksichten in den meisten Fällen verabsäumt. Aus diesem Grunde geht auch der größte Teil der in einer solch ungesunden Beschäftigung befindlichen Arbeiter an einer aus diesen Anlässen sich unmerklich entwickelnden Lungenschwindsucht zu Grunde und zwar meist in einem Alter, welches unter normalen Verhältnissen die blühendsten und besten Mannesjahre bedeutet.

Man darf also in keinem Fall den Husten als etwas Alltägliches betrachten und, wie man meist gewohnt ist, ihn von der leichten Seite nehmen. Wenn der Husten auch nicht eine Krankheit für sich bildet, so ist er doch ein Krankheits-symptom, welches als Begleiterscheinung so manchen mehr oder minder ernststen Leidens nicht zu unterschätzen ist. Der Husten ist der Begleiter des harmlosesten Nasen- und Halskatarths, aber er ist auch die folgenschwere Erscheinung des todbringenden, verzehrenden Lungenleidens. Je nach der Ursächlichkeit, je nach der Art des Reizes, durch den er hervorgerufen wird, zeigt er einen andern Charakter, eine andre Stärke, einen andern Klang. Und je nach der Verschiedenheit dieser Charaktereigenschaften unterscheidet man auch verschiedene Arten des Hustens.

Man spricht von einem „Kehlkopfhusten“, einem „bronchialen Husten“, einem „Lungenhusten“, einem „Stichhusten“, nervösem Husten, Magen Husten und so weiter.

Der Kehlkopfhusten ist meist ein trockener Husten, welcher unter lauten, bellenden Stößen vor sich geht. Man findet ihn bei jedem Kehlkopfkatarrh, bei der Bräune und beim Kehlkopfcroup. Der bronchiale Husten ist mehr ein lockerer, rasselnder, gedämpfter

und geht meist mit einer reichlichen Schleimentleerung einher. Er ist, wie schon der Name sagt, eine Folge der Erkrankungen der Luftröhren. Der Lungenhusten, welcher stets seine Ursachen in tiefer liegenden und ernstern Krankheitsprozessen der Lungen hat, zeigt infolgedessen auch jenen beängstigenden Charakter, wie er schweren und verzehrenden Leiden eigen ist. Das krampfartige, quälende, kurze und kraftlose Hüfteln, welches oft unter Schmerzen und mit der größten Anstrengung herausgestoßen wird, muß selbst den Laien schon erkennen lassen, daß man es entweder mit Schwindhust oder, im mindesten Falle mit einer schweren Lungenentzündung oder Rippenfellentzündung zu thun hat.

Man kann überhaupt von dem Charakter und der Art und Weise des Hustens auf die Schwere und die Ernsthaftigkeit des bestehenden Leidens schließen. Sind die Hustenstöße laute und kräftige, so ist das stets ein Beweis dafür, daß die Lunge noch leistungsfähig ist, denn nur eine gesunde und kraftvolle Lunge kann kräftige Ausatemungsströme von sich geben. Es soll jedoch damit nicht gesagt sein, daß man deshalb einen derartigen Husten vernachlässigen und auf die leichte Schulter nehmen dürfe. Im Gegenteil, es giebt auch Erkrankungen, bei denen der Husten laut, bellend und gehörloschütternd ist, wie zum Beispiel die Halsbräune und der Croup, und die doch einen bedenklichen, lebensgefährlichen Charakter tragen.

Ein ebenfalls beängstigendes Bild bietet der Stich- oder Keuchhusten. Er ist der einzige seiner Art, den man nicht als ein Krankheits-symptom, sondern als eine Krankheit für sich betrachten kann. Er tritt meist epidemisch auf und ist von der einen auf die andre Person übertragbar. Besonders im Frühjahr und Herbst kann man ihn vielfach bei Kindern im Alter von ein bis zehn Jahren beobachten, jedoch bleiben auch Erwachsene nicht davon verschont.

Der Keuchhusten ist eine reflektorische Neurose, die durch eine eigentümliche Reizung der Endigungen der Kehlkopfnerven veranlaßt wird. Er charakterisiert sich durch heftige, krampfartige Hustenanfälle, welche nach kürzeren oder längeren Zwischenpausen auftreten und den Kranken stets bis aufs äußerste erschöpfen. Während der anfallsfreien Zeit fühlt sich der Patient meist ganz wohl.

Der Anfall beginnt in der Regel mit einem Rißel im Halse oder einem heftig brennenden Gefühl unter dem Brustbein, dem dann eine Reihe von schnell aufeinander folgenden kurzen Ausatemungsstößen sich anschließen, zwischen denen der Kranke unter gewaltiger Anstrengung je eine tiefe, mit pfeifendem Geräusch einhergehende Einatmung vollzieht. Das Gesicht wird dabei rot und gedunsen, die Augen quellen hervor, und nicht selten kommt es zu Blutungen aus Mund, Nase und Ohren.

Diese konvulsivischen Anfälle lösen sich, nachdem sie mehrere Minuten bis eine Viertelstunde gewährt haben, in die allmähliche Absonderung einer reichlichen Menge eines zähen, glasigen Schleimes auf. Nicht selten kommt es dabei auch zu Erbrechen. Die Zahl der Hustenanfälle kann sich des Tages über bis auf dreißig und darüber belaufen.

Nach Verlauf von mehreren Wochen verliert sich allmählich das Krampfartige, und die Heftigkeit der Anfälle und geht nach und nach in einen gewöhnlichen lockeren Husten, welcher noch einige Zeit bestehen bleibt, über. Die Dauer eines Keuchhustens bis zur vollständigen Genesung erstreckt sich meist auf drei bis vier Monate.

Die Behandlung des Keuchhustens ist teils eine diätetische, teils eine medikamentöse. Der Hauptfaktor der diätetischen Behandlung ist Luftveränderung. Selbstverständlich muß die Atmosphäre, in welche ein solcher Kranker gebracht wird, durchaus rein, sauerstoffhaltig und mild sein. Die Kranken sollen sich viel im Freien aufhalten und nur bei harter Bitterung und heftigen Winden in einem gut gelüfteten und gleichmäßig durchwärmten Zimmer untergebracht werden. Auch kalte Abreibungen und Frottieren von Brust und Rücken sind sehr zu empfehlen. Ferner wirken als reizmildernd ungemein wohlthätig lauwarme, feuchte Einpackungen des Brustkastens und des Halses, sowie täglich vorzunehmende, etwas länger ausgedehnte warme Bäder.

Da die anstrengenden Hustenanfälle auf die Dauer auch die Körperkraft sehr reduzieren, so hat man darauf hinzuwirken, daß durch eine geeignete Diät, durch kräftige Kost, stärkende Weine und Biere, Darreichung von Eisen, Chinin und so weiter der Kräfteverfall möglichst wieder ausgeglichen wird.

Von inneren Medikamenten hat man bei Keuchhusten wenig Erfolg gesehen. Werden jedoch solche in Anwendung gebracht, so sind dieselben, zumal es sich bei Keuchhustenpatienten in der Regel um Kinder handelt, stets nur von einem Arzt zu verschreiben.

Der sogenannte „nervöse Husten“ ist, wie so manches andre Symptom, eine Begleiterscheinung der verschiedenen nervösen Erkrankungen des weiblichen Geschlechts, besonders der Hysterie. Es ist mehr ein nervöses Hüfteln



Die Aussicht in Oberbayern. Nach dem Gemälde von Ferdinand Feldhütter.



Zweikampf auf Lasso. Nach einem Aquarell von Albert Richter.

als ein Husten. Seine Behandlung deckt sich mit der des ursächlichen nervösen Leidens.

Einen Husten, welcher aus dem Magen kommt, wie sich der Laie das vorzustellen pflegt, und wie man diese Auffassung auch von seiten des Laien vertreten findet, giebt es nicht. Dagegen ist eine reflektorische Reizung von seiten des Magens auf die Atmungsorgane, welche zu Hustenstößen führen kann, nicht ausgeschlossen. Auch vom Ohr aus kann eine reflektorische Reizung auf den Kehlkopf zu Hustenanfällen führen, wie es wohl manchem bei der Reinigung des Gehörganges mittels Ohrstössel oder Haarnadel schon vorgekommen sein wird.

„Frisia non cantat.“*)

Erzählung

von

Klaus Rißland.

Im SchwurgerichtsSaal herrschte eine unerträglich schwere, dumpfe Luft. Man meinte, beim Schimmer der Gaslampen diese Luft als eine dichte Masse mit dem Auge wahrnehmen zu können. Besonders schlecht roch es nach den feuchten Kleidern der Zeugen und des reichlich zugeströmten Publikums. Denn es war ein Regentag.

Man verhandelte heute eine cause célèbre. Dort auf der schmalen Bank, die schon so manche Last menschlichen Glücks, menschlicher Verworfenheit getragen, saßen die Angeklagten: der Rechtsanwalt und Notar Erich Hanstedt und seine Frau. Gegen ihn war die Anklage wegen „Fälschung einer öffentlichen Urkunde und Unterschlagung“ erhoben. Sie war der Fälschung beschuldigt.

Finstern brütete der Mann vor sich hin. Er war so müde von der langen Nervenanspannung. Seit neun Stunden saß er nun hier — mit kurzer Pause — und sah, wie die Wolke seines schmachtvollen Gesichts sich fester und fester zusammenballte. Daß es so lange dauerte, so entsetzlich lange! Er war ja selber Jurist und hatte schon viele Prozesse erlebt. Aber noch nie eine solche Reihe ganz überflüssiger Zeugenvernehmungen. Und in diesem langausgesponnenen Frage- und Antwortspiel war der Schleier von den intimsten Falten seines Lebens gerissen worden. Als ob man ihm mit kalten, schmutzigen Fingern ein Kleidungsstück nach dem andern vom Leibe zerrte — ihm und ihr!

Nur jetzt ein Ende!

Für sich selber hoffte er nichts mehr.

Alles sein Hoffen und Bangen umkreiste nur den einen Punkt: sie!

Jetzt suchte er zusammen. Ihr Verteidiger sprach. Wie matt er redete! Flammenworte hätte er finden müssen, ihre Unschuld zu beleuchten!

Der Unglückliche suchte das Auge seines Weibes mit angstvoll flehendem Blick. Aber sie sah ihn nicht an. Starr wie ein Steinbild saß sie da, die hohe Gestalt im schlichten schwarzen Kleide, bleich wie eine Tote und doch so schön in ihrer herben Vornehmheit. Was mochte in ihrer Seele vorgehen? Sie hatte die Fragen des Vorsitzenden sehr kurz beantwortet. Ihr Mann wünschte, sie hätte ruhender ihre Unschuld beteuert. Aber sie war ja immer wortkarg gewesen. Und heute schien ihr ganzes Wesen vereist in einem großen, starren Entsetzen. Die Gedanken des Mannes schweiften zurück in die Vergangenheit. Wie sie ihm zuerst begegnet war, dort oben an der Nordsee, Hima, die Tochter aus altem Friesengeschlecht, die Schöne, Stolz, Reine, ein Charakter, so schlicht und einfach, wie der Charakter ihres Heimatlandes. Wie er um sie warb, sie ihrem hochmütigen Vater abtrug und wie sie dann so glücklich miteinander lebten in der kleinen schlesischen Stadt. Freilich — ein Wagnis war es gewesen, zu heiraten, mit der schmalen, jungen Rechtsanwaltspraxis. Aber er hatte sich so stark gefühlt, in seiner großen Liebe! — Und als dann die häßlichen grauen Sorgen herangetroffen waren, da hatte er sich gequält in heißem Bemühen, sie vor seiner Frau zu verbergen. Sie sollte nicht darben. Und ihr stolzer Vater sollte nicht Recht behalten! Dieser Ehrgeiz war bei ihm zur Manie geworden. Er war es auch im letzten Grunde gewesen, der —

Hima war in völliger Sorglosigkeit geblieben. Sie nahm alles hin, als ob es so sein müßte. Sehr scharfsinnig war sie wohl von Natur nicht. Tüchtig, sehr tüchtig, aber langsam im Denken und Thun. Nicht eben unterhaltend. Manchen erschien sie sogar langweilig. Aber andre empfanden tief den Reiz ihres stillen Wesens.

„Frisia non cantat!“ hatte sein Jugendfreund, der Landrat, einmal in Bezug auf sie citiert. Und das paßte so gut auf ihre nordische, schweigsame Art. Ob sie ihn so recht von Herzen liebte? Sie hatte etwas

Kühles in ihrer Hingabe. Nur manchmal, ganz selten, ergoß sich eine tiefe Wärme über ihr Wesen. Und dann war sie herrlich wie ein Firsfeld im Alpen- glücken. So, als man ihr zuerst das Kind in die Arme legte. —

Das Kind, der arme kleine Bubi! Mit anderthalb Jahren war er schwer erkrankt — Monate lang hatte er in Gefahr geschwebt, und seine Krankheit hatte den Stein ins Rollen gebracht. Die großen Operationen — der Aufenthalt in der Klinik — der teure Breslauer Professor — immer neue Anforderungen waren gekommen — dem geängsteten Vater war die Flut über dem Kopf zusammengeschlagen — und da war es geschehen, das Entsetzliche, Unbegreifliche — wie ein trauriges Rätsel erschien es ihm selber! —

Der Verteidiger hatte geendet.

Die Rechtsbelehrung klang dem Angeklagten nur wie ein fernes Brausen.

Und dann zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück.

Lange, lange blieben sie aus.

Erich Hanstedt begann vor Aufregung zu zittern. Seine vorherige Dumpfheit war plötzlich einer kräftigen Verklärung aller Sinne gewichen. Er hörte und sah alles, was im Saale vorging, mit peinlicher Klarheit.

Er sah, wie sich die Damen in derloge Bonbonnieren zureichten, und hörte, wie sie gebrannte Mandeln zwischen den Zähnen zerkrachten. — Jetzt öffnete sich die Thür und die zwölf Männer kehrten zurück, — das Schicksal.

Der Obmann verlas den Wahrspruch: Ist der Angeklagte Erich Hanstedt schuldig — und so weiter. Auf beide Schuldfragen lautete die Antwort: Ja, mit mehr als sieben Stimmen.

Das war das Zuchthaus.

Aber Erich hatte es ja gewußt.

Nun kam die dritte Frage, und nun erst spannte sich die Erwartung des Unglücklichen zum Zerreißen an: Ist die Ehefrau Hima Hanstedt schuldig — und so weiter. —

Und wie die Stimme eines Engels tönte der rauhe Bierbaß des Obmanns an des Gequälten Ohr: Nein! —

Eine lebhafteste Bewegung machte sich im Zuschauer- raum geltend. Bravo! riefen ein paar Warmherzige und mußten vom Präsidenten zur Ruhe verwiesen werden.

Sie hatte Sympathien gewonnen, trotz ihrer eifigen Haltung, die schöne blonde Frau.

Erich wagte jetzt, ihr mit einem demütigen Blick die Hand hinzustrecken. Sie legte die ihre hinein. Aber streng und kalt blieben ihre Züge. Was nützt mir die Freiheit mit einem besudelten Namen? so schien ihr Auge zu fragen. Nein, Hima war ihm keine milde Trösterin. Ein einziger stummer Vorwurf ihr ganzes Sein: warum hast du mir das gethan?

Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück. Und dann verlas der Vorsitzende das Urteil: drei Jahre Zuchthaus.

An demselben Abend wurde dem Verurteilten noch eine Unterredung mit seiner Frau gewährt, natürlich in Gegenwart des Gefangenwärters, der sich sehr diskret ans Fenster stellte und in die Herbstnacht hinaus- starrte.

Aber der jungen Frau war die Kehle wie zugeschnürt. Sie konnte nichts Gütiges sagen. Wenige Stunden später reiste sie ab.

Und nun war der Unglückliche allein mit seinem Glend.

In dieser Nacht dachte er an Selbstmord.

Aber mit dem Tage kehrte sein Lebensdrang zurück, die Sehnsucht nach einer Zukunft — trotz allem.

Er legte Verurteilung ein, aber ohne Erfolg.

Und nun schlossen sich die Thore hinter ihm, die den Ehrlosen scheiden von der bürgerlichen Gesellschaft.

Sträfling! — Der niedrigste Grad des Menschentums. Nun begann dieses Leben, aus dem mit gründlicher Gewissenhaftigkeit jeder Reiz ausgemerzt war, — dieses nackte Dasein!

Anfangs ertrug er alles gelassen. Er wollte stark bleiben, fähig zum Weiterleben. Er schlang des Morgens seine gräßliche Brotsuppe herunter und dann flocht er Matten — Matten, immer neue Matten, ein stummer Arbeiter unter stummen Genossen. Abends sank er auf sein Lager im großen graugetünchten Schlafsaal, umgeben von Dieben und Einbrechern, — und gab sich Mühe, dieses Leben erträglich zu finden.

Dann kam aber eine Zeit, wo seine moralische Kraft versagte, wo er wechselte zwischen völliger Apathie und rasender Verzweiflung.

Drei Jahre Zuchthaus, das klingt so einfach — Das Unerträglichste war dieses Abgeschnittensein von jeder intellektuellen Lust, dieser langsame geistige Hungertod!

Seiner Frau zu schreiben gestattete man ihm. Sie lebte jetzt mit dem Kinde bei ihren Eltern, die von ihrem Landgut nach Bremen übergesiedelt waren.

In der ersten Zeit hatte Erich täglich auf die Nachricht gewartet, daß sie die Scheidungsklage einreichen würde — sie war ja berechtigt dazu, und die Eltern thaten gewiß ihr möglichstes, sie zu überreden — aber die gefürchtete Nachricht blieb aus.

Er schrieb ihr — mit seinem Herzblut.

Und sie antwortete, nüchterne, magere Briefchen. Der Gedanke, daß jede ihrer Zeilen durch die Hand des Zuchthausinspektors ging, schien ihr Feder und Geist zu lähmen. Nur selten, ganz selten, schlich sich einmal ein leiser, schüchtern Herzton zwischen die steifen Worte — ein Wundbalsam für den Glenden.

Oft befiel ihn eine verzweifelte Sehnsucht nach ihr, nach dem Kinde. Sie hatte ihn doch einmal lieb gehabt. —

Und das Kind, — das Kind würde ihn doch vielleicht anlächeln, wenn er es wiederfände. Es wußte ja noch nicht, was ein Ehrloser ist.

Nach dreiviertel Jahren kam ein Brief, der ihm sehr wohl that. Er hatte eine Frage an Hima gerichtet über ihre Stellung zur Bremer Gesellschaft, und sie antwortete: „Die Gesellschaft? Die existiert für mich nicht. Ich habe mich nicht ihrer Gnade anheimgegeben. Für mich existiert jetzt nur noch mein Kind und die Arbeit; (er nicht, er gar nicht mehr?) ich will einen praktischen Beruf ergreifen und lerne das Schneidern bei der ersten Bremer Modistin.“ Der Brief war nicht liebevoll. Und doch hinterließ er dem Unglücklichen ein seltsames Gefühl der Ruhe, des Haltes. Sie hatte ihr Schicksal auf sich genommen, als sein Weib. Seine Schande war ihre Schande.

Ob sie nie das Verlangen fühlen würde, ihn zu besuchen?

Zwei Jahre lang wartete er darauf mit heißer Sehnsucht.

Dann gab er die Hoffnung auf.

Er war jetzt ruhig geworden, sehr ruhig.

Die Gewohnheit macht auch das Elend des Zuchthausen erträglich.

Er hatte jetzt sogar manchmal kleine Freuden. Er freute sich, wenn die Morgensonne auf seinen Arbeitsplatz fiel. Er freute sich auf das Stücken Fleisch am Sonntag und er freute sich über die paar Pfennige Mehrarbeit — Verdienst.

Ein musterhafter Sträfling war er.

Und als er dreißig Monate gefesselt hatte, da erfuhr er, daß ihm das letzte Halbjahr seiner Strafe erlassen war.

Frei!

Seltzam, daß er die Freiheit nicht sogleich als Glück empfinden konnte. Als er das erste Mal wieder auf die Straße trat, fühlte er sich geistig unsicher, wie ein Betrunkener.

Es zog ihn in seine kleine Heimatstadt zurück. Er hatte dort doch manchen guten Freund gehabt. Ob der Landrat noch dort war?

Ja, der Landrat war noch da. Aber als Erich ihm auf der Straße begegnete, wandte er den Kopf nach der andern Seite.

Die junge Doktorsfrau, einst Himas intimste Freundin, machte es ebenso.

Und der Bürgermeister, Erichs leiblicher Vetter, empfing ihn zwar, warf ihn aber bereits nach zehn Minuten moralisch zur Thür hinaus. „Es thut mir furchtbar leid, daß es sich so trifft, aber — wir erwarten heute Besuch vom Lande — und du begreiffst!“

Ja, er begriff. Ein Gedächtnis war er, Einer, den man nicht zeigen durfte. Wie hatte er auch nur so weltfremd hoffen können?

Am nächsten Tage schickte ihm der Vetter eine kleine Summe. „Falls du die Absicht haben solltest, ins Ausland zu gehen.“ —

Aha, man brachte Opfer, um ihn los zu werden! Erich zögerte — dann nahm er an und reiste direkt nach Hamburg.

Die bitteren Erfahrungen hatten einen harten, fast übermenschlich schweren Entschluß in ihm gereift: Er wollte Weib und Kind nicht wiedersehen, nicht jetzt, so nackt und bloß, ein Ausfälliger.

Die Einsamkeit war sein Los.

Und er schrieb seiner Frau von Hamburg aus, daß er am übernächsten Tag mit dem Dampfer „Atlantis“ nach New York abreisen würde. — In aller Frühe sollte das Schiff den Hafen verlassen. Kalt und aschgrau lagen die Morgennebel über den Ufern. So traurig sah die Welt aus, so farblos gleichgültig, als ob alle Freude gestorben wäre. Schläfrig und ver- froren lauerten die übrigen Zwischenpassagiere um Erich herum, arme Auswanderer, Stiefkinder des Schicksals, wie er selber. Ein schmutziger Alter bot ihm seine Schnapsflasche an. Er dankte und setzte sich auf seinen kleinen Handkoffer. Ein Widerwillen gegen den schweren Lebenskampf, eine bleierne Angst vor der Zukunft legte sich über seine Seele. Wozu — wozu?

Da fühlte er seine Schulter sanft berührt.

Er sprang auf und sah — eine Vision?

Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm, die stolze

*) Friesenland singt nicht.

Gestalt im schlichtgrauen Reifkleid, ein Röfcherchen, dem seinen ähnlich, in der Hand haltend.

Freundlich sah sie ihn an mit ihrem großen, ruhigen Blick und sagte einfach, als ob es sich um eine ganz selbstverständliche Sache handelte: „Da bin ich, Erich.“

„Du, Hima — du?“ Er wagte noch nicht, sie zu berühren.

Da küßte sie ihn errötend auf den Mund.

„Wie gut, daß du kommst, von mir Abschied zu nehmen, Hima!“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, Erich, ich gehe mit dir.“

„Du — mit mir?“

„Ja, Erich, das ist doch natürlich. Gehören wir denn nicht zusammen? Ich habe arbeiten gelernt. Und ich habe mir auch schon etwas verdient. Sieh, — sie zog verstohlen ein Lederbeutelchen aus der Tasche, „das reicht für die erste Zeit. Und dann wollen wir beide tüchtig schaffen und alle Kräfte anspannen, bis“ — sie sah schon zur Seite — „bis deine Schuld getilgt ist, nicht wahr?“

„O du,“ die Stimme versagte ihm, „du Liebe, Tapfere! Bedenkt du aber auch, daß ich — daß du mir einen ehrlichen Namen doch nicht wieder taufen kannst mit allen Opfern?“

Ihr Auge leuchtete. „Nein, Erich, aber etwas, das höher steht als die bürgerliche Ehre: die Achtung vor dir selber!“

„Und das Kind, Hima? — Hast du es über dich vermocht?“

Sie atmete schwer auf. „Es ist gut versorgt bei meinen Eltern. Es kann mich entbehren. Du aber, Erich, brauchst jemand, der dich lieb hat und zu dir steht. Denn du hast eine schwere Zeit vor dir.“

Wortlos drückte er ihre Hand.

Dann zog er sie an die Brüstung des Schiffes. Das Signal zur Abfahrt ertönte.

Und der Himmelsraum erhellte sich. Siegend stieg die Morgensonne empor, die grauen Nebel zerteilend.

„O sieh, wie schön,“ sagte Hima, „wir fahren gerade in die Sonne hinein!“

Ein unbeschreibliches Freudegefühl weitete die Seele des Mannes. „Ja, in die Sonne hinein!“

Zweikampf auf Lasso.

(Bild S. 477.)

Ein Bild aus der Romantik der weiten Ebenen der Lappaländer stellt der Künstler uns vor Augen: einen Kampf zwischen zwei Gaucho, und mit Waffen, die sonst nirgends mehr als hier üblich sind, mit Wurfschlingen. Es ist ein eigenartiges Geschlecht, diese Gaucho. Nachkommen von Spaniern und indianischen Frauen, sind sie als berittene Viehhirten die echten Kinder der Landesherrlichkeit geworden; ihre scharfen Sinne, ihre raue Lebensführung, ihre große Körperkraft bei ausgesprochener Packerlei, ihr fast wunderbares Orientierungsvermögen in der pfadlosen Oede erregt das Staunen der fremden Reisenden. Niedere Erdhütten genügen ihnen als Unterkunft, grobe Jacken und weite Hosen, darüber der wollene Poncho, ein Ueberwurf mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes, ein breitkrempiger Hut und derbe Reittiefel bilden ihre Tracht. Von den Indianern unterscheidet sie am stärksten ihr leidenschaftliches Temperament; Streitigkeiten unter sich machen sie in regelrechter Form durch den Zweikampf mit dem Lasso ab. Was unsere beiden Reiter entzweit hat, ist leicht zu erraten, es ist die Eifersucht. Dem Gegner die Schlinge um den Hals zu schleudern, um ihn vom Pferd herunterzureißen, und selbst dem Wurf durch rasche Bewegung auszuweichen, das ist ein Kampf, der an Kraft, Geschicklichkeit und Reittkunst die höchsten Anforderungen stellt, für den Unbeteiligten ein aufregendes Schauspiel. Der gewandte Stiefel des Reiters hat hier eine schöne Aufgabe gefunden und gelöst.

Elektrische Förderungsanlagen.

(Bild S. 473.)

Es giebt keine zweite Energieart auf unserer Erde, die sich so leicht und elastisch jeder Forderung anpaßt, die man an sie stellt, wie die Elektrizität. Das ist denn auch der Grund, daß es kein Handwerk und keine Kunst mehr giebt, in denen sie nicht wirkt. In der That, fast in allen Fabrikzweigen, im Interesse der Landwirtschaft, tief unten im Bergwerk und hoch auf den Gletschern arbeiten und wirken jetzt die mit Elektrizität betriebenen Mechanismen. Der elektrische Bewegungsapparat, der sogenannte Elektromotor, ist eine Vorrichtung, die sich ohne Aufsicht sicher bethätigt und ohne weiteres mit jedem Gebrauchsapparat in Verbindung gestellt werden kann.

Die Elektrizität erlaubt es ferner, jede Naturkraft, welche sich in der weiten Welt vorfindet, nutzbringend zu verwenden und nach jedem gewünschten Ort zu übertragen. Der Wasserfall, der vom Fels stürzt, die Welle, die auf- und niederschwingt, ja die Luft, die über unserm Haupte dahinstreicht, all diese Kräfte vermag man zum Nutzen des Menschengeschlechts auszunutzen.

Sehr interessante Kraftübertragungsanlagen, die das ineinandergreifen verschiedener Thätigkeiten schon auch dem Laien vor die Augen führen, wurden lehtin vielfach

von der Firma Arthur Koppel gebaut. In unserm ersten Bild erhalten wir einen Einblick in eine Fabrik feuerfester Produkte — also von Thonwaren und dergleichen — in Südrussland. Der eigentliche Kernpunkt der Anlage wird durch einen gewaltigen elektrischen Bagger gebildet, der die wertvollen Thone mit seinen Riesenarmen aus dem Boden aufnimmt. Eine elektrische Eisenbahn ist zu dem Gewinnungsort der Thone gelegt und befördert sie in geschickt gebauten Wagen mittels einer elektrischen Lokomotive zur Fabrik.

Die Geleise sowohl wie die Zuleitungsdrähte, welche den Strom zum Bagger und zur Lokomotive führen, sind beweglich eingerichtet und werden, wenn ein gewisser Teil des Bodens ausgenutzt ist, weitergeschoben. Bagger und Eisenbahn betreibt der gleiche Stromquell, und beide sind im Stande, gleichsam Hand in Hand zu wirken.

Eine elektrische Schmalspurbahn, die sich durch ihre seltene Eleganz auszeichnet, wurde im Auftrage der Berginspektion Clausthal von der gleichen Firma gebaut.

Besonders für Bergbahnen ist der elektrische Betrieb in jeder Beziehung der geeignetste. Die elektrische Lokomotive hat die merkwürdige Eigenschaft, bei starken Steigungen mit größerer Energie einzugreifen, als es ihre Kraft nach dem ursprünglichen Anschlag eigentlich zulassen sollte. Sie wirkt also im allerhöchsten Maße wirtschaftlich! Das wird in diesem Falle noch dadurch unterstützt, daß man die elektrische Energie aus einem Wasserfall erzielt. Die Betriebskraft ist demnach fast kostenlos. Wenn man bedenkt, daß zwei kleine Lokomotiven mit sechs Wagen täglich eine Erzmengende von 1500 Kilogramm über eine Strecke von 3 1/2 Kilometer befördern, kann man wohl an der Wirtschaftlichkeit solcher Anlagen nicht mehr zweifeln.

Franz Vondt.

Das Gymnasialstudium der Frau.

Von

Eliza Jähenhauser.

Der tiefinnerste Drang der Frauen nach einer vertiefteren Bildung, nach der Erreichung akademischer, respektive auf akademischem Wissen beruhender Berufe hat es vermocht, alle entgegenstehenden Hindernisse siegreich zu überwinden, die Bedenken der maßgebenden Kreise gründlichst zu widerlegen und die Beweise für die Fähigkeit des weiblichen Geschlechts so nachdrücklich zu erbringen, daß eine vollständige Umgestaltung der Frage des gymnasialen und Universitätsstudiums der Frauen innerhalb des letzten Dezenniums stattgefunden hat.

Vor zehn Jahren noch besaßen wir in Deutschland als Anstalt zur Vorbereitung der Frauen auf die Universität einzig und allein die damals ein Jahr alten Realkurse für Frauen. Als die Leiterin derselben, Helene Lange, sie 1893 in Gymnasialkurse umwandelte, da hatte sie noch mit einer entschiedenen Unpopularität des Instituts zu kämpfen. Das gleiche galt für das im selben Jahre in Karlsruhe durch den Verein „Frauenbildungsschule“ und seine energische Vorstehende Frau Kettler entstandene Mädchengymnasium. Im Laufe der Jahre aber erreichten es beide, sich das öffentliche Vertrauen zu erringen: Das Berliner Institut, indem es sich in ruhigen Bahnen weiter entwickelte und schöne Erfolge aufzuweisen kann. — schon die ersten sechs Schülerinnen, die sich 1896 der Maturitätsprüfung vor der Prüfungskommission des königlichen Luisen-Gymnasiums unterwarfen, bestanden sie so gut, daß der damalige Kultusminister Boffe am 3. Mai 1897 im preußischen Abgeordnetenhaus erklärte, sie hätten Examina gemacht, vor denen man allen Respekt haben müsse; „sie haben reichlich so viel, zum Teil mehr geleistet als unsere jungen Männer,“ fügte er hinzu. Dem Karlsruher Institut gelang es nach schweren inneren und äußeren Kämpfen, von der Stadt übernommen zu werden und als erstes voll ausgestattetes städtisches Mädchengymnasium in sein zweites Stadium zu treten. Während die Eintrittsbedingungen an den Berliner Gymnasialkursen für Frauen das vollendete fünfzehnte Lebensjahr erheischen und das Bestehen einer Aufnahmeprüfung, in welcher diejenigen Kenntnisse nachzuweisen sind, die programmäßig in einer voll ausgestatteten höheren Mädchenschule zu erwerben sind, verlangt das Karlsruher Mädchengymnasium das zurückgelegte zwölfte Lebensjahr und nur die Kenntnisse der ersten sechs Schuljahre einer höheren Mädchenschule nach badiischem Lehrplan, von denen drei dem Elementarunterricht, die übrigen drei mit sechs und fünf Stunden der französischen Sprache neben andern Fächern gewidmet sind. Entsprechend der Verschiedenheit dieser Bedingungen ist der Berliner Lehrplan auf vierzehnhalb Jahre, der Karlsruher auf sechs Jahre berechnet.

Die vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein in Leipzig Ostern 1894 ins Leben gerufenen und von Dr. Käthe Windscheid, dem ersten weiblichen Doktor der Philosophie in Deutschland, geleiteten Gymnasialkurse für Frauen haben ziemlich die gleichen Eintrittsbedingungen und Dauer wie die Berliner.

Das gleiche gilt für die 1898 in Königsberg vom Verein „Frauenwohl“ begründeten Gymnasialkurse für

Frauen und Mädchen, für das 1899 ins Leben getretene Mädchengymnasium des Vereins „Frauenbildungsreform“ in Hannover und für die ein Jahr alten städtischen Gymnasialkurse in Breslau, während das vor zwei Jahren errichtete Stuttgarter Mädchengymnasium wie das Karlsruher für einen sechsklassigen Vehrang eingerichtet ist und Mädchen vom zwölften Jahr an aufnimmt. Das jährliche Schulgeld beträgt in Karlsruhe 81 Mark, in Stuttgart 120 Mark, in Breslau für Einheimische 120 Mark, für Auswärtige 150 Mark, in Hannover 160 Mark, in Königsberg 240 Mark, in Berlin 250 Mark und in Leipzig 260 Mark.

Des weiteren steht gegenwärtig die Eröffnung von neuen Gymnasialkursen beziehungsweise Gymnasien bevor in Berlin, Frankfurt, Hamburg und Köln, möglicherweise auch in München.

Während nämlich die Unterrichtsministerien und sonstigen maßgebenden Kreise von Baden und Württemberg den sechsklassigen Mädchengymnasien nicht allein keine Schwierigkeiten in den Weg legten, sondern ihnen sogar besonderes Wohlwollen bewiesen — bei der Eröffnungsfeier des Stuttgarter Mädchengymnasiums waren der württembergische Kultusminister und der Oberbürgermeister von Stuttgart zugegen, die Vorsitzende des Kuratoriums, das die Mittel und Verwaltung des Gymnasiums besorgt, war bis zu ihrem kürzlich erfolgten allgemein beklagten Tode die Palastdame der Königin von Württemberg, Gräfin Uerfell, und die Königin selbst interessiert sich ebenfalls lebhaft für das Institut und unterstützt es finanziell —, ist man in Preußen und Bayern ängstlich besorgt, daß voll ausgestattete, den Knabengymnasien ähnliche Mädchengymnasien eine Umgestaltung des gesamten höheren Mädchenunterrichts zur Folge haben könnten. Wie das Gutachten vom 23. Februar 1899 deutlich sagt, fürchtet die preussische Unterrichtsverwaltung, dem Mädchenunterricht eine Einrichtung zu geben, welche ihn zu einer Vorschule für das akademische Studium macht; da sie sich aber durch die Entwicklung, welche die Frage der Zulassung von Damen zum Besuch von Vorlesungen an den Universitäten und zur Ablegung des Doktorexamens genommen hat, der Pflicht nicht entziehen kann, die Bildungswege zu ordnen, auf welchen sich Mädchen die Befähigung zum Besuch einer Universität erwerben können, so erachtet es die Unterrichtsverwaltung für den hierzu richtigen Weg, daß für solche junge Mädchen besondere Einrichtungen getroffen werden. Diese Einrichtungen dürfen einerseits die bisherigen Mädchenschulen nicht berühren, andererseits nur von dem Kindesalter erwachsenen Mädchen benutzt werden, das heißt nur von solchen, die aus eigener Wahl und aus eigener Neigung studieren wollen. Aus diesem Grunde giebt der Minister nur solchen Gymnasialkursen, welche nur Schülerinnen, die das Ziel einer höheren Mädchenschule und ein Alter von sechzehn, mindestens fünfzehn Jahren erreicht haben, aufnehmen, und ferner eine Gesamtdauer von vier Jahren haben, seine Zustimmung.

Als vor zwei Jahren aus den eben genannten Gründen der Kultusminister Boffe dem von den städtischen Behörden in Breslau beschlossenen Mädchengymnasium die Genehmigung verweigerte, erregte dies großes Aufsehen. Die Stadt Breslau hat sich inzwischen entschlossen, den projektierten Lehrplan so umzugestalten, daß ihm die ministerielle Genehmigung nicht mehr verweigert werden konnte, und so sind denn, Ostern des abgelaufenen Jahres, die bereits oben erwähnten städtischen Gymnasialkurse für Frauen in Breslau ins Leben getreten.

Anders der Verein „Mädchengymnasium“ in Köln und der „Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums in München“ (wie bereits oben erwähnt, steht die bayerische Unterrichtsverwaltung auf demselben Standpunkt wie die preussische). Sie beide verkörpern die gegnerischen Bedenken, Gymnasialkurse an Stelle voll ausgestatteter Mädchengymnasien zu setzen und geben ihnen den beredtesten Ausdruck, unterstützt von namhaften Gelehrten und andern maßgebenden Persönlichkeiten. Sie halten an dem Grundsatz fest, nur ein staatlich genehmigtes Vollgymnasium errichten zu wollen, und erklären dieses als die einzig richtige Lösung der weiblichen Gymnasialpflege, weil sie der Ansicht sind, daß die beste Garantie für eine gesunde Entwicklung des Frauenstudiums die Forderung gleicher Vorbildung für Mann und Frau sei, weil sie auf dem Standpunkt stehen, daß die humanistische Schulung noch immer als die jedem andern Bildungsweg überlegene, bewährteste Methode zur Schulung und Erziehung der heranwachsenden Jugend anzusehen sei, und daß ein der Mädchenschule in ihrer jetzigen Gestalt angereicherter, dabei auf wenige Jahre zusammengepreßter Unterricht in den Gymnasialfächern niemals den pädagogischen Wert systematischer Gymnasialausbildung zu erreichen vermöchte.

Der Gymnasialverein Köln hat daher die genehmigte Errichtung von Gymnasialkursen statt des von ihm projektierten Vollgymnasiums zurückgewiesen.

Es ist zweifellos, daß beide Formen, Gymnasialkurse und Mädchengymnasien, ihre Vorzüge, aber auch



Ankunft des Baby mit dem vorschristsmäßigen Widelzeng.

ihre Nachteile haben, und daraus ergibt sich von selbst, daß wir sie beide brauchen. Für die erwachsenen Mädchen, die die Lücken ihrer Schulbildung erkennen und sie ausfüllen wollen, die das Streben nach vertiefterem Wissen haben und vielleicht auch den Drang, einen auf akademischem Studium beruhenden Beruf zu wählen, sind die Gymnasialkurse ein Segen, weil sie ihnen die Möglichkeit gewähren, dieses Ziel in absehbarer Zeit zu erlangen. Eltern, die die Begabung ihrer Töchter rechtzeitig erkannt und diese Erkenntnis ebenso klug wie bei den Söhnen auszunutzen wollen, werden vernünftigerweise das Mädchengymnasium vorziehen, weil der exakte Unterricht an einem Gymnasium schon von den ersten Jahren an, seine logische Schulung gerade für Mädchen, deren Erziehung bis jetzt eine entgegengesetzte war, überaus wertvoll ist und ihr Studium in ruhige Bahnen leitet, während ein vierjähriger Kursus immerhin eine gewaltige Anstrengung bedeutet, da er in weniger als der Hälfte der Zeit das Pensum zu bewältigen hat, wozu die angeblich geistig überlegenen Knaben neun Jahre benötigen.

Ich bin überzeugt, daß auch die preussische und bayerische Unterrichtsverwaltung binnen kurzem zu dieser Erkenntnis kommen werden. Schon weisen Anzeichen darauf hin, denn bei der diesjährigen Etatsberatung im Abgeordnetenhaus hat auf eine Anfrage in betreff des nicht genehmigten Mädchengymnasiums in Köln

der Kultusminister Studt die Erklärung abgegeben, daß aus seiner Ablehnung der Kölner Bittschrift nicht der Schluß gezogen werden dürfe, als ob für ihn die Frage damit für alle Zeiten abgethan sei, daß sei nicht der Fall. Er sei damals unter dem Eindruck des Hildesheimer Kongresses und erst einige Wochen im Amt gewesen und hätte eine andre Entscheidung nicht geben können.

Thatsächlich soll das Ministerium in eine erneute Prüfung bereits eingetreten sein, und der Kölner Verein giebt sich der Hoffnung hin, die Genehmigung zur Eröffnung des Mädchengymnasiums baldigst zu erhalten.

Inzwischen bereitet er seine zukünftigen Schülerinnen privat auf die Gymnasialfächer vor.

Und wie in Köln, wo innerhalb eines halben Jahres

90 000 Mark für die Errichtung eines Mädchengymnasiums zusammenkamen, so zeigt sich im ganzen Deutschen Reich ein außerordentlich lebhaftes Interesse für die Mädchengymnasialfrage.

Der über ganz Deutschland verstreute Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“, der für die Gründung von Mädchengymnasien sehr energisch eintritt, berichtete kürzlich: „Unser Verein wird von allen Seiten jetzt in Anspruch genommen, während er früher Mühe hatte, das Interesse für seine erste Anstalt (das Karlsruher Mädchengymnasium, das er noch heute subventioniert) wach zu halten.“ Und auf der vor einiger Zeit in Weimar stattgehabten Mitgliederversammlung



Reinigen der Sangkasschen.



Der Milchmann kommt!



In Erwartung des Arztes.

dieses Vereins wurden an Subventionen bewilligt: 900 Mark für das Progymnasium in Baden-Baden, 2800 Mark für den Gymnasialzirkel in Königsberg, 3000 Mark für die in Frankfurt zu errichtende, bereits erwähnte Anstalt und 1000 Mark für die Vergrößerung des mit dem Karlsruher Gymnasium verbundenen Internats.

Außerdem beabsichtigt der Verein auch die bereits erwähnten neuen Gymnasialkurse in Berlin zu errichten. Gewiß lauter Beweise einer allort zu Tage tretenden Schaffensfreude.

Und fragt man, warum die gymnastische Bildung

für Mädchen erstrebt wird, so lautet die Antwort darauf: Erstens, um diejenigen Mädchen, die einen Beruf ergreifen wollen oder müssen und die Fähigkeit dazu haben, beispielsweise den im Interesse der gesamten Frauenwelt so nötigen Beruf der Ärztin oder der akademischen Lehrerin auszuüben, auf das hierzu nötige Universitätsstudium vorzubereiten. Zweitens und hauptsächlich jedoch, um den zahlreichen, nach einer vertieften Bildung schmachenden Mädchen und Frauen diese zu ermöglichen. Dr. Münsterberg berichtet von den amerikanischen Mädchen: „Die Töchter der besten Familien gehen drüben ins College, nicht weil sie auf das Brot der Lehrerin angewiesen sind, sondern weil diese Jahre freier Betätigung im Gebiet ernster Studien ihnen das Leben verschönen und bereichern. Es giebt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

viele Gegner des gemischten Unterrichts und noch mehr Gegner der weiblichen gelehrten Berufstätigkeit; es giebt aber wohl keine Gegner der höheren, über die Töcherschule weit hinausgeführten Frauenbildung: der Amerikaner fühlt zu stark, welche Quelle von Idealismus und Enthusiasmus und geistiger Regsamkeit dort dem Lande sprudelt.“

Und auch uns wird die vertiefte Bildung der Frau eine solche Quelle von Idealismus und Enthusiasmus werden, besonders wenn in unsern Mädchengymnasien und Gymnasialkursen ebensoviel Wert auf Hygiene und Sport gelegt werden wird wie in den amerikanischen analogen Instituten.

Die Kinderbewahranstalt in Porphesfontaine bei Versailles.

Mit sieben Abbildungen.

Der menschenfreundliche Gedanke, die in manchen Ländern außerordentlich starke Sterblichkeit der Kinder durch bessere Pflege in besonderen Kinderbewahranstalten zu bekämpfen, mußte auch in Frankreich ansprechen, wo ja längst das Zurückbleiben der Volksvermehrung gegenüber den germanischen und slawischen Ländern Besorgnisse für die zukünftige Machtstellung hervorgerufen hat. Eine Musteranstalt dieser Art ist die zu Porphesfontaine bei Versailles, in deren Betrieb unsre Illustrationen einen fesselnden Einblick geben.

In dem ausgedehnten Garten von Porphesfontaine fand sich der nötige Raum zur Ausführung der verschiedenen Gebäulichkeiten, die Innehaltung eines Ablandes von einem zum andern empfahl sich durch die Rücksicht auf etwaige ansteckende Krankheiten, deren Verbreitung auf solche Weise verhindert wird. Der Aufnahme der Kinder dienen drei Pavillons, die in gleicher Weise eingerichtet sind. In der Mitte befindet sich ein breiter Gang mit Glaswänden, die rechts und links den Einblick in die Zimmer gewähren: in den Kleideraum, wo jede Amme ihren Schrank und ein Gestell für die Garderobe der Kinder hat, dann in den Schlafsaal der Wärterinnen und

in den Schlaffaal der Neugeborenen, der keinen eignen Eingang besitzt. Während der Nacht beobachtet eine Wache von dem Gang aus die Kinder; sobald eines unruhig wird, teilt sie es der betreffenden Amme mit, die es dann beschwichtigt. Am Morgen werden die Kinder in den sogenannten Tageschlaffaal gebracht, der ebenfalls

mit Wiegen besetzt ist; sie bleiben dort so lange, bis die verlassenen Säle gelüftet sind.

In den Schlaffälen der älteren Kinder (bis zu zwei Jahren) stehen Bettchen; auch für sie ist ein besonderer Tageschlaffaal vorhanden, mit enger gestellten Betten, in denen sie tagsüber einige Stunden zubringen. Die

übrige Zeit bringen sie mit Spielen zu. Zu diesem Zweck ist der Fußboden mit Linoleum belegt, und die Klänge einer Orgel bringen die kleine Gesellschaft zu lärmenden Ausbrüchen der Heiterkeit. An dem einen Ende des Saales ist eine Art Reymbahn, wenn dieser Ausdruck in Ermangelung eines besseren gebraucht werden darf. Dort



Auf dem Spielplatz.

machen die Kleinen ihre ersten Gehversuche in den bekannten, aus Reifen gebildeten Gestellen. Es ist eine Freude, diesem lebhaften Treiben zuzusehen — aber selbstverständlich werden Besuche nur in ganz besonderen Ausnahmefällen zugelassen. Die Hygiene des zarten Kindesalters erfordert äußerste Regelmäßigkeit und Fernhaltung aller störenden Einflüsse und ganz be-

sonders der Möglichkeit einer Einschleppung von Krankheitskeimen.

Im Winter sorgt die Dampfheizung für eine gleichmäßige Wärme von neunzehn bis zwanzig Grad; im Sommer aber werden die Kinder selbstverständlich so viel als möglich ins Freie gebracht. Der Park bietet ja Raum genug, jedes Kind hat sein eignes Wägelchen. Für die

schon „laufenden“ Kinder ist eine gedeckte Wandelbahn da, an deren Ende ein hölzernes Geländer angebracht ist, um sie von eigenmächtigen Ausflügen abzuhalten. Wie frühzeitig aber der Thatendrang und die Freiheitsliebe der jungen Staatsbürger sich regt, zeigte sich eines Tages zur Ueberraschung der Aufsicht; eine Verschwörung der kleinen Leute hatte sich gebildet, um diese Schranke zu



Besper.

beseitigen, und es war ihnen gelungen, mit vereinten Kräften das Gitter zu zerstören.

In einer Ecke des Parkes liegt das Hospital, das aber dank der sorgfältigen Pflege nur wenig Insassen aufzunehmen hat, und fast nur Kinder, die schon krank in die Anstalt gebracht werden.

In dem Waschhaus werden täglich 1800 bis 2000 Windeln, 150 Hemden, 150 Jäckchen gewaschen mit Dampfbesen; vier Wäscherinnen und ein Maschinenmeister sind dabei beschäftigt.

Ganz abseits liegt ein Desinfektionsraum und ein Krankenhaus für ganz schwere und ansteckende Fälle.

Außerdem sind natürlich noch eine Reihe besonderer Räume vorhanden; ein Zimmer für isolierte Beobachtung der Kinder, ein Badezimmer, ein Raum zum Wiegen, ein Magazin mit numerierten Saugflaschen und Gläsern, ein Amtszimmer für den Arzt, die Räume für die Verwaltung, ein Empfangszimmer für die Eltern der Kinder, denen der Besuch jeden Donnerstag gestattet ist. Zu erwähnen ist noch der Raum zur Sterilisierung der Milch, die unter Aufsicht der Vorsteherin Fräulein Couraud und der Verwalterin Fräulein Fillion mit höchster Sorgfalt vorgenommen wird, indem die Milch in Flaschen auf Gasöfen erhitzt wird.

Ein verantwortungsvolles Geschäft ist auch die Auswahl der Ammen; sie werden mit ihren eignen Kindern aufgenommen. Zuerst erhalten sie eines der älteren Kinder zur Aufsicht, sobald die eignen gemischte Ernährung übertragen, teilen sie die Muttermilch zwischen ihrem und dem zugewiesenen Säugling. Später verbleiben sie ganz in der Anstalt als Mägde, wenn sie es nicht vorziehen, mit einem Zehrpfeimig entlassen, in das Erwerbsleben zurückzukehren.

So verbreitet die Kinderbewahranstalt reichen Segen, als ein Werk echter Menschenliebe.

Im Bäckerhaus.

Roman

von

Rudolf Hirschberg-Jura.

(Fortsetzung.)

Sans war sehr neugierig, was sich ihm wohl für ein sonderbarer Grund zu dieser eigentümlichen und plötzlichen Bitte der roten Leonore enthüllen würde. Ihn kitzelte die angenehme Vorahnung irgend eines Abenteuers, und deshalb hatte er leicht auf seine ursprüngliche Absicht verzichtet, endlich einmal wieder einen Abend bei seinen Eltern zu verbringen.

Uebrigens würde er an diesem Abend auch gar niemand angetroffen haben. Denn die gesamte Familie, einschließlich Gustav Kronemanns, aber ausschließlich der Tante Hedwig, hatte ebenfalls beschlossen, ins Zentraltheater zu gehen. Tante Hedwig war nämlich von hoher sittlicher Verachtung der Gaukelbühne erfüllt. Sie hatte sich eine Karte für Maria Stuart im Hoftheater gelöst und sich vergebens bemüht, ihre Schwester ebenfalls zum Besuche dieser vornehmen, Geist und Herz bildenden Vorstellung zu bewegen.

Frau Böckel aber hatte wehmütig erwidert: „Ach nein, meine gute Hedi, sieh mal, solch traurige Stücke sind nur etwas für Leute, die den ganzen Tag nichts zu thun haben. Für uns Geschäftsleute, die wir des Abends müde und abgearbeitet sind, muß es etwas

wieder öffentlich zu zeigen. Alle unsere feinsten Bekannten verkehren ja dort; ich bin überzeugt, Frau Gräfin von Meerbach wird auch da sein. Es wird vielleicht doch ganz unterhaltend werden!“

Am Abend saß Frau Böckel an der Seite ihres Gatten in einer Loge des ersten Ranges, hinter den Eltern Gustav Kronemann und Meta. Vater Martin las eifrig in dem Programm, während seine Gattin stolz im Kreise herumblühte und alle Bekannten, deren sie anständig werden konnte, mit strahlendem und ausdrucksvollem Lächeln begrüßte. Hin und wieder gelang es ihr auch, ein etwas steifes, aber doch wahrnehmbares Nicken als Gegengruß zu bekommen, und freudig erklärte sie dann dem schräg hinter ihr sitzenden Gustav Namen und Stellung der betreffenden vornehmen Gesellschaft.

Gustav gab ihr nur zerstreute, bewundernde Antworten. Denn er war heute in sehr vertrauter Unterhaltung mit Meta begriffen. Indem er sich mit scheinbar lebhafter Anteilnahme zu der rechts vor ihm sitzenden Mutter vornüber beugte, und Meta deren Worten ebenfalls aufmerksam zu lauschen schien, hielt er mit seiner Rechten Metas linke herabhängende Hand fest umspannt. Seine unbehandschuhten Finger drückten sich durch die Verschlussöffnung ihres Handschuhs in ihren Handteller ein, und Meta entzog ihm die Hand nicht und ließ bei dieser frechen Liebeslung taumelnd ein nervöses Zittern merken.

Sie empfand deutlich das Beleidigende in Gustavs Gebaren. Denn, so ritterlich er ihr auch immer den Hof gemacht hatte, so war doch niemals auch nur ein Wörtchen von Liebe zwischen ihnen gefallen, und weder irgend ein erklärendes Wort von ihm selbst, noch irgend ein Entgegenkommen von ihrer Seite gab ihm die Berechtigung zu der Unverschämtheit, die er sich jetzt herausnahm. Aber er hatte es mit seinem dreifachen Selbstbewußtsein gefühlt, daß ihm diese kokette höhere Tochter trotz ihrer Wohlerzogenheit widerstandslos verfallen war, und nun freute er sich seines Sieges, während sie mit bebender Lust seine beschämende Berührung duldete.

Das Orchester hatte eben das zweite der beiden Konzertsätze begonnen, die der eigentlichen Vorstellung vorherzugehen pflegten, ein zartes Adagio, und Frau Böckel benutzte diese wenig aufdringliche Musik, um Herrn Kronemann durch allerhand glänzende Beispiele, auf die sie hinwies, einen immer höheren Begriff von ihrer gesellschaftlichen Stellung zu geben,

lustiges sein. Wenn ich ins Theater gehe, will ich lachen. Das Leben ist doch wahrhaftig schon traurig genug. Außerdem ist es im Hoftheater so eng in den Logen, daß ich mir mein neues Grauseidenes ganz zerdrücken würde. Im Zentraltheater sieht man viel bequemer, und für uns einfache, ungebildete Leute ist das Variété auch gut genug zur Erholung. Man muß nicht immer vom Besten haben wollen. Aber ich gönne dir dein vornehmeres Vergnügen im Hoftheater. Amüsiere dich nur recht gut, meine liebe Hedi. Ich mache mir ja eigentlich aus dem einen Theater so wenig wie aus dem andern. Ich gehe nur mit, um meinem Manne und Meta die Freude zu machen; man bringt ja gern mal ein kleines Opfer. Na, und schließlich ist man es ja doch auch dem Geschäft und seiner Stellung in der Gesellschaft schuldig, sich hin und

und kam dabei auch wieder auf ihr Lieblingsthema, die Geschichte ihrer Ernennung zur königlichen Siamesischen Hofmundbäckerin zu sprechen. Auf ihre Frage, ob sie ihm diese Gelegenheit schon einmal erzählt habe, beeilte sich der junge Mann natürlich, seine vollständige Unkenntnis zu versichern. Denn er wußte, daß er während der ganzen Erzählung nur schweigend zuzuhören brauchte und sich also recht ungestört seiner stummen Unterhaltung mit Meta hingeben konnte.

So begann denn Frau Böckel in feierlichem Tone ihre durch die häufige Wiederholung recht wirkungsvoll ausgestattete Geschichte zu erzählen:

„Sie besinnen sich doch, wie König Tschulalonkorn von Siam vor drei Jahren hier war, beehrte er auch eine Anzahl Geschäfte mit seinem Besuch. Natürlich nur die allerersten Firmen. Daß er uns dabei nicht übersehen hat, ist ja schließlich ganz begreiflich. Aber ich muß sagen, ich war doch fast des Todes erschrocken, wie uns so plötzlich die unerwartete Ehre zu teil wurde.“

„Wir waren ganz unvorbereitet. Erst eine Viertelstunde vorher wurde uns vom hiesigen Hofmarschall durchs Telephon die Mitteilung gemacht, daß Majestät erscheinen würde. Es war gerade die Pflaumenkuchenzeit. Unsere Pflaumenkuchen sind ja als die besten in der Stadt allgemein bekannt, und so erriet ich auch sogleich, daß das die Ursache des hohen Besuches war.“

„Ich war zufällig ganz allein im Geschäft, hatte aber sofort den guten Gedanken, das ganze Ladenzimmer mit Pflaumenkuchen gewissermaßen dekorieren zu lassen. Unsere neuen treppenförmigen, bis zum Boden reichenden Gestelle waren famos dazu geeignet. Aus dem nächsten Blumengeschäft ließ ich herbeiholen, was an Blumen nur irgend aufzutreiben war, eine Photographie von Majestät wurde rasch aus der Kunsthandlung gegenüber herbeigeschafft, mit Reseda umkränzt und mitten auf einer prächtigen Pflaumentorte aufgestellt.“

In einer Viertelstunde war alles geschehen, und als Majestät eintrat, sah der Laden aus wie ein einziger großer Geburtstagskuchen. Der König trug eine Art Marineuniform mit weißen Beinkleidern, ebenso sein Siamesischer Begleiter. Außerdem kam noch ein hiesiger Offizier mit, der als Dolmetscher diente. Denn Majestät sprach nur englisch, und ich habe das ja leider als armes Mädchen nicht lernen können.“

„Majestät war entzückt und sprach sich gleich sehr anerkennend über mein geschmackvolles Arrangement aus. Dann entdeckte er sein Bild auf der Pflaumentorte und beugte sich etwas vor, um es näher zu betrachten. Dabei mag er wohl rückwärts den Säbel einige Sangtimeter zu hoch gehoben haben, kurz und gut, er stieß einen hinter ihm befindlichen Pflaumenkuchen vom Gestell, und als er sich erschrocken umwandte, stolperte er, glitt auf dem zu Boden gefallenen Kuchen aus und setzte sich mit seinen guten weißen Hosen mitten hinein. Im Fallen hatte er noch acht weitere Kuchen mit sich gerissen, die nun unbrauchbar um und auf Majestät herumlagen. Seine Begleiter halfen ihm natürlich sofort wieder auf, und ich hatte die Geistesgegenwart, ihm mit einem reinen Tuch die weißen Beinkleider von den daranliegenden Pflaumenstücken zu säubern.“



Spazierfahrt im Garten.

„Majestät wehrte mir jedoch mit vornehmem, liebenswürdigem Lächeln ab und ließ mir durch den Dolmetscher sagen, wie sehr er bedaure, soviel Schaden und Verwüstung in meinem Laden angerichtet zu haben.“

„Ich antwortete ihm jedoch: Das thut nichts. Majestät haben mich dadurch sehr stolz und glücklich gemacht!“

„Darüber hatte er die Gnade zu lachen und nebst seinen Begleitern die Sache von der heitern Seite zu nehmen. Natürlich brachen sie wegen der Beschädigung seiner Toilette sofort auf und fuhren davon.“

„Eine Stunde später erschien ein Hofbeamter und wollte mich für die entwerteten neun Kuchen entschädigen. Ich entgegnete, daß die Kuchen keineswegs entwertet seien, im Gegenteil, und daß ich jede Entschädigung daher zurückweisen müsse. Im Laufe des Tages erhielten wir dann den Auftrag, drei frische Pflaumenkuchen zur Tafel unsres Königs zu liefern, und ein paar Tage später besam mein Mann die Ernennung zum königlich siamesischen Hofmundbäder! Das ist eine Auszeichnung, die wir nur meiner Gewandtheit und Geistesgegenwart zu verdanken haben, und ich denke, es werden auch weitere Anerkennungen nicht ausbleiben.“

„Die werden keinesfalls ausbleiben, gnädige Frau.“ pflichtete Gustav Kronemann, der die gespannteste Aufmerksamkeit geübt hatte, bei, „und Sie sind wahrhaftig die Frau danach, um sich das, was Ihnen zukommt, nötigenfalls zu erobern.“

Dabei hatte er sich möglichst weit vorgebeugt und Metas linke Hand so dicht an sich gezogen, daß er die Schwere ihres Oberkörpers deutlich auf sich lasten fühlte. Meta selbst begann jetzt Angst zu empfinden; aber sie hätte sich nur mit einer heftigen und gewaltsamen Bewegung aus ihrer Lage befreien können, und das wäre natürlich aufgefallen. Irgend ein Wort jedoch an Gustav zu richten, schämte sie sich, und so beugte sie sich ebenfalls möglichst unauffällig vornüber, scheinbar in der Absicht, das im Parlett sitzende Publikum zu mustern.

Plötzlich stieß sie einen leisen Ruf des Erstaunens aus, zeigte auf einen der vordersten Tische unten im Parlett und sagte: „Hans!“

„Die Eltern folgten mit den Blicken ihrem Finger. Vater Martin murzte unwillig. Frau Böckel sagte: „Das ist doch etwas stark.“ und Gustav hatte sogleich Metas Arm und Hand losgelassen und rief in ungeheurer Empörung: „Eine Unverschämtheit ist es!“ Als ihn jedoch ein etwas verwundertes Blick Frau Böckels traf, fand er sofort seine Selbstbeherrschung wieder und fügte mit ziemlicher Ruhe hinzu: „Wie auffällig sich das Frauenzimmer betragt.“

Da unten hatten nämlich soeben Hans und die rote Leonore Platz genommen, und diese geberdete sich mit offenkundiger Absicht sehr vertraut mit dem jungen Maler. Daß sie von Böckels bemerkt worden war, hatte sie sofort gefühlt und warf einen Blick stolzer Befriedigung nach der Loge im ersten Range hinauf. Gustav Kronemann gab ihr den Blick zornig zurück. Meta bemerkte es und empfand ein unklares unangenehmes Gefühl dabei, über das sie sich keine Rechenschaft geben konnte, das sie aber mit schmerzlicher Ahnung erfüllte.

Obwohl inzwischen eine schöne Konzertsängerin die Reihe der Darbietungen mit einem langweiligen schwachen Lied eröffnet hatte, fiel doch selbst dem behaglichen Hans das unruhige Wesen seiner Begleiterin auf, und als er nun seine Angehörigen in der Loge entdeckte, sagte er einigermaßen ungehalten zu ihr: „Sie haben mich da in eine recht unangenehme Lage gebracht! Wußten Sie, daß die Meinigen heute Abend hier sein würden?“

„Natürlich!“

„Und was haben Sie für einen Grund, mich so zu blamieren?“

„Ist denn meine Gesellschaft so kompromittierend?“ fragte jetzt Leonore beleidigt.

„An und für sich gewiß nicht. Es ist mir immer eine Ehre und ein Vergnügen, die Gesellschaft der Schönheit zu genießen. Aber es muß doch natürlich unangenehm auffallen, wenn ich mit meinen Eltern zugleich in einem Lokal bin und statt bei diesen an Ihrer verführerischen Seite sitze!“

„Seit wann geben Sie so viel auf den guten Ton?“

„Ich gebe gar nichts darauf. Aber meine guten Eltern sehr viel. Und ich habe keine Lust, sie zwecklos zu kränken und zu beleidigen. Was haben meine Eltern, oder was habe ich Ihnen zugefügt, daß Sie uns das antun?“

„Ich habe dabei weder an Sie, noch an Ihre Eltern gedacht.“ erwiderte Leonore etwas betroffen. „Sie habe ich damit ganz gewiß nicht kränken wollen!“

„Wen also dann?“ fragte Hans.

„Gustav.“ antwortete sie mit funkelnden Augen.

„Ich meine Herrn Kronemann!“

„Ach so! Ich sollte Ihnen als Popanz dienen, um den ungehorsamen Liebhaber eifersüchtig zu machen?“

Ist es nicht so? Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich, aber doch ziemlich thöricht von Ihnen.“

„Doch wohl nicht.“ entgegnete Leonore erregt.

„Ich werde ihn selbstverständlich aufklären.“

„Das wird an der Sache nichts ändern. Er ist einen Augenblick eifersüchtig gewesen, und ich habe deutlich gesehen, daß er sich nicht beherrschen konnte. Somit habe ich erreicht, was ich erreichen wollte!“

„Räuslich?“

„Er wird nun Ihre Schwester nicht heiraten!“

„Weil er auf mich eifersüchtig war? Sie sind wohl nicht ganz klar im Kopf!“

„Nein, aber weil er sich seine Eifersucht hat merken lassen.“ antwortete sie achselzuckend und mit höhnischem Lächeln.

„Wieso?“ fragte Hans verwundert.

„Sie sind etwas schwer von Begriffen. Ihre Schwester wird ihn doch nun nicht nehmen!“

„Um.“ machte Hans und bewunderte schweigend Leonores schlaue Berechnungskunst. Dann fügte er nach einer Pause hinzu: „Das wird Ihnen aber Ihre Stellung bei uns kosten!“

„Das ist mir gleichgültig.“ antwortete das Mädchen. „Und wenn ich doch einmal entlassen werde...“ Sie vollendete den Satz nicht.

„Warum haben Sie mir übrigens Ihren Kriegsplan so genau auseinandergesetzt?“

„Weil Sie mich gefragt haben. Sie vermuteten oder behaupteten ja, ich hätte Sie oder Ihre Eltern mit der Sache kränken wollen. Das war nicht meine Absicht, und Sie sollen mich nicht für dumm oder schlecht halten.“

„Na ja, es ist gut. Unangenehm bleibt die Geschichte immerhin. Ich muß dann in der Pause natürlich hinaufgehen und mich den Eltern für den Rest des Abends zur Verfügung stellen. Wir werden doch wahrscheinlich noch irgendwo zusammen zu Abend essen.“

„Sie können auch gleich oben bleiben.“ erwiderte Leonore mit heiterer Ruhe. „Sie nehmen Herrn Kronemanns Platz in der Loge ein und schicken ihn mir dafür herunter. Ich bin mit dem Tausche ganz zufrieden. Sie selbst wahrscheinlich auch.“

„Sie sind ein verteuflertes Weib, Vori.“ entgegnete Hans, „und ich wundere mich immer, daß man Ihnen doch niemals böse sein kann.“

Ihre erst im Flüsterton geführte Unterhaltung war allmählich immer lauter geworden, und energische Pfst-Rufe von den Nachbartsitzen zwangen sie, das Gespräch einzustellen und den Worten der Sängerin zu lauschen: „Um im Glücke dich zu wiegen, hast du auf der Erde Platz.“

In der Pause traf Hans die Seinigen im Foyer des ersten Ranges und überwand mit sieghafter Heiterkeit und Unbekümmertheit den ungnädigen Empfang, der ihm zunächst zu teil wurde.

„Wo geht Ihr nach der Vorstellung hin?“ fragte er dann die Eltern. „Darf ich euch begleiten?“

„Wenn du sonst keine Gesellschaft hast.“ antwortete Vater Martin.

„Keine, die ich der eurigen vorzöge.“ erwiderte Hans mit komischer Eleganz.

Meta schnitt ihm jedoch sofort die Wirkung dieser liebenswürdigen Wendung ab, indem sie direkt einfiel: „Du bist doch mit unsrer roten Leonore hier!“

„Was heißt mit ihr?“ verteidigte sich Hans.

„Sie sitzt neben mir. Das ist alles. Wenn die Vorstellung vorbei ist, geht sie ihren Weg, und ich den meinigen.“

„Einstweilen scheint sie aber noch den deinigen zu gehen, lieber Hans!“ sagte hierauf Frau Böckel scharf. „Du hättest uns das wirklich ersparen können. Bedenke doch unsre zahlreichen Bekannten hier. Was wird die Frau Gräfin von Meerbach denken, wenn sie das sieht! Jetzt kommt die Person wahrhaftig gerade auf uns zu.“

Thatsächlich war Leonore dem jungen Böckel gefolgt und näherte sich jetzt mit raschen Schritten der Familiengruppe. Frau Böckel breitete sich jedoch wie eine schützende Henne vor den Ihrigen aus und redete sie höflich an: „Wünschen Sie jetzt etwas von mir, Fräulein Leonore?“

Diese antwortete mit liebenswürdigster Bescheidenheit: „Nein, Frau Böckel, ich möchte nur meinen Schatz sprechen, Herrn Kronemann!“

Alle waren sprachlos. Gustav sagte sich zuerst und sagte ruhig, wenn auch mit bleichen Wangen: „Darf ich Sie bitten, Herr Böckel, mich gegen die Frechheiten Ihres Diensthofens zu schützen?“

Vater Martin wußte nicht recht, was er antworten sollte, und stotterte schließlich: „Gehen Sie auf der Stelle hinweg, Fräulein Leonore. Gehen Sie auf der Stelle hinweg!“

Diese aber entgegnete: „Gewiß! Nachdem ich Herrn Kronemann diese schöne Gelegenheit gegeben habe, seine ganze Charakterlosigkeit zu zeigen, habe ich nichts weiter hier zu thun. Guten Abend, meine Herrschaften!“

Meta war totenbleich geworden. Ihre Mutter war liebevoll um sie bemüht und bot ihr an, sogleich nach Hause zu gehen oder auch zu fahren.

Sie aber schüttelte trotzig den Kopf und sagte: „Sollen wir uns denn von einer Kellnerin aus dem Theater treiben lassen? Ich fühle mich wieder ganz wohl. Ich war nur empört über die Frechheit, mit der dir die Person gegenübertrat!“

„So wurde denn die Vorstellung mit scheinbar großem Vergnügen bis zu Ende genossen, und Hans nahm stehend mit in der Loge Platz. Beim Nachhausegehen wandte sich Meta mit der liebenswürdigsten Miene an Gustav, reichte ihm freundlich die Hand und sagte harmlos: „Da wir heute unsern Hans zur Verfügung haben, brauchen wir Sie diesmal nicht mit unsrer Begleitung zu bemühen. Gute Nacht, Herr Kronemann!“

Gustav verbeugte sich tadellos und rief beim Abschied Hans noch zu: „Sehen wir uns dann noch? Ich hätte noch etwas mit dir zu besprechen.“

„Jawohl. Wie immer, im Löwenbräu.“ antwortete Hans. Dann trennten sie sich, und Böckels begaben sich auf den Heimweg.

Nach einigem Schweigen begann Meta in scheinbar gleichgültigem Tone: „Fräulein Leonore werdet ihr doch nun wohl entlassen, nicht wahr?“

„Aber natürlich, meine gute Meta.“ erwiderte Frau Böckel. „Das ist doch selbstverständlich. Sie bringt ja durch ihr freches, auffälliges Betragen geradezu unser Geschäft in schlechten Ruf.“

Meta atmete befreit auf und fuhr fort: „Und das wirst du ihr auch in das Zeugnis schreiben? Dann wird die unverschämte Person nicht so bald wieder eine so gute Stellung finden, wie hier.“

„Das wäre doch hart für das arme Mädchen.“ fiel Hans ein. „Sie hat sich ungehörlich betragen. Aber etwas so über alle Maßen Schlimmes hat sie doch nicht begangen.“

„Du nimmst dich deiner Freundin und Theaternachbarin ja recht an.“ antwortete die Mutter.

„Ich halte es allerdings für meine Pflicht, Fräulein Leonore etwas in Schutz zu nehmen, nachdem sie Gustav so erbärmlich im Stich gelassen hat.“

„Was soll das heißen, mein lieber Hans.“ fragte Frau Böckel wieder, „im Stich gelassen!“

„Nun, es kommt mir so vor, als ob Leonore sonst einen andern Ton von ihm gewöhnt sein mag, als den heute Abend im Foyer angeschlagenen.“

Vater Martin räusperte sich und zupfte seinen Sohn am Ärmel. Meta bemerkte das jedoch und sagte: „Oh, ihr braucht euch meiner wegen keinen Zwang anzuthun. Ich bin nicht so dumm. Ich habe mir auch gleich gedacht, daß sie wahrscheinlich ein gewisses Recht hatte, nach Herrn Kronemann als nach ihrem Schatz zu fragen. — Wie wird denn das nun mit Herrn Kronemann? Werdet ihr denn den auch entlassen?“

Sie hatte diese Frage ganz ruhig ausgesprochen. Die Mutter bemerkte aber, wie sie hinterher vor Anstrengung krampfhaft schluckte, und so antwortete sie mit mildem, überlegenem Kopfschütteln:

„Warum sollten wir denn Herrn Kronemann entlassen? Er ist im Geschäft sehr tüchtig. Auch sonst hat er sich nichts zu schulden kommen lassen. Wenn er das Mädchen liebt und heiraten will, geht uns das nichts an. Nur müßte er natürlich dafür sorgen, daß sich seine zukünftige Frau angemessener betragt.“

„Du glaubst doch nicht, daß er diese Person heiraten wird?“ warf Meta jetzt lebhaft ein.

„Warum denn nicht?“ entgegnete die Mutter. „Das ist eine ganz passende Partie für ihn. Auf ein Mädchen aus besseren Kreisen hat er doch sowieso keinen Anspruch. Das mußt du doch selbst einsehen. Er ist von geringer Familie, er ist Commis. Also muß er sich seine Lebensgefährtin auch aus dem Kreise der Ladenmädchen suchen und hat nicht die Auswahl unter den reichen Fabrikantentöchtern.“

Meta biß sich auf die Lippe und sagte dann: „Wir verstehen aber doch mit ihm auf dem Standpunkt voller Gleichberechtigung!“

„Gewiß, mein Kind. Weil wir über alle Kleinlichkeiten und alltäglichen Vorurteile erhaben sind. Aber deshalb vergessen wir doch im Innern nicht, wer wir sind, und wer er ist. Nicht wahr, Hans, das ist auch deine Meinung?“

„Ich habe über diese zugespihten Standesunterschiede überhaupt keine Meinung.“ antwortete dieser. „Ich kann nur sagen, daß mir Gustavs Benehmen heute abend durchaus nicht gefallen hat. Ich werde die Meinung, die ich darüber habe, ihm nachher selbst ins Gesicht sagen.“

— Als Meta endlich allein in ihrem Zimmer war, brach ihre lange zurückgehaltene Aufregung in einem Strome von Thränen aus. Mit einem Schlage war es ihr heute klar geworden, wie sinnlos sie diesen treulosen Mann liebte, und wie tief sie durch seine Falschheit gekränkt war. Was ihr nun die Zukunft mit ihm noch bringen würde, daran dachte sie jetzt nicht. All

Der talentvolle Handlungsgehilfe.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



„Heute ist endlich der große Tag, wo ich abends im Liebhabertheater mein Debüt als Geldendarsteller geben soll!“



„Niemand im Laden, der Prinzipal ausgegangen — die beste Gelegenheit, meine Rolle zu memorieren. Also: Ja! Da kommt sie! Bei meiner Ritterlehre und so wahr ich der Caballero Don Rodriguez, Alfonso della Sierra Fuente bin!“



„O, Senora Arabella! Warum diese unnahbare Haltung, warum dieser eiserne Blick, der den tosenden Krater meines Busens in alle Gletscherwästen Grönlands verwandelt!“



„Nun, wohlten denn, Arabella, ehe Sie mich hinabschmettern in den gähmenden Abgrund der Verwerfung —“



vernehmen Sie die sammelnden Laute eines von allen Qualen der Hölle zermarterten Herzens!“



„Du Schweigh! Doch halt! Sprich es nicht aus, das entsetzliche Wort! Es würde dein letztes sein, denn dieser Stahl ist geschliffen für deine wie für meine Brust!“



„Doch warum das Heuchele! O Arabella! Sende nur einen Funken der Hoffnung in dieses Herz! Sieh mir nur einen —“



„Klatsch! Infamer Strich! Der ganze Laden voller Kunden, und der Bengel treibt hier Narrenspotten!“



„Gräßlich! Mit dem Boden soll ich heute abend den Rodriguez spielen!“



Vorbereitung zum Fischfang. Nach dem Gemälde von J. Stenard.

Photographisches Institut in München.

ihr beschämtes und beleidigtes weibliches Gefühl drängte sich in die blinde Wut auf die verhaßte Nebenbuhlerin zusammen. Das junge, tadelnde Mädchen hatte sich plötzlich in ein rachedürstendes Weib verwandelt, und sie schwelgte in dem Gedanken, daß die rote Leonore nun bald arbeitslos und brotlos sein würde. Solche gewöhnliche Personen verlieren ja, wenn die paar Spargroschen aufgezehrt sind und der Hunger kommt, rasch jeden sittlichen Halt, und so würde wohl auch die rote Leonore binnen kurzem in Armut und Schande zu Grunde gehen!

Auch Leonore lag um diese Zeit schlummerlos auf ihrem Lager, aber erfüllt von einem Gefühl stolzer Befriedigung. Daß sie am andern Tage aus dem Geschäft entlassen werden würde, das kümmerte sie heute nicht. Sie liebte Gustav und wußte sich von ihm wieder geliebt. Heute hatte sie ihm durch ihre freche Scene die Möglichkeit genommen, sich um des Geldes willen an ein ungeliebtes Mädchen wegzuwenden. Ein so tüchtiger Mensch wie Gustav brauchte doch das Geld dieser Pierpuppe wahrhaftig nicht. Er konnte sich aus eigener Kraft emporarbeiten. Dann aber würde er zu ihr zurückkehren und bei ihr bleiben, die ihn liebte. In dieser seligen Gewißheit schlief sie schließlich ein.

Mit den widerstreitendsten Gefühlen wartete Gustav im Löwenbräu auf Hans. Sein sonst so kluger und fähiger Kopf war den Qualen der Eifersucht gegenüber fast wehrlos. Er empfand durchaus keine große Leidenschaft für Leonore. Selbst Meta, der er anfangs nur aus kluger Berechnung den Hof gemacht hatte, gefiel ihm in letzter Zeit besser als das rote Bademädchen. Aber er hatte deren Gunst genossen und sich bisher geschmeichelt, der einzig Begünstigte zu sein. Da war ihm plötzlich Hans als unerwarteter und augenscheinlich sehr besitzsicherer Nebenbuhler erschienen, und das hatte ihn weniger in seiner oberflächlichen Liebe als in seiner männlichen Eitelkeit aufs tiefste beleidigt. Die Eifersucht wegen Leonore beschäftigte ihn jetzt ebenso lebhaft wie die Sorge, wie er sich mit Meta wieder in gutes Einvernehmen setzen und ihr Vertrauen zurückgewinnen könnte.

Als Hans eintrat und kaum neben ihm Platz genommen hatte, redete ihn Gustav in erregtem Tone an: „Ich muß dich um Aufklärung wegen Leonore bitten.“

„Ich dich ebenfalls“, erwiderte Hans.

„Ich habe doch wohl ältere Rechte auf das Mädchen“, fuhr Gustav scharf fort.

„Die du aber selbstverständlich jetzt aufgeben mußt“, antwortete Hans gemächlich.

„Wenn du so mit mir sprichst, dann werden wir wohl an anderem Ort und auf andre Weise unsere Meinungsverschiedenheiten austragen müssen.“

Hans mußte lächeln: „Rede doch nicht solchen Unsinn. Bei dir klingt so etwas noch lächerlicher, als wenn man es in sogenannten ritterlichen Kreisen hört. Beruhige dich übrigens; ihre Begleitung heute abend im Zentraltheater war eine rein äußerliche Sache. Ich habe keine Ansprüche an sie, erhebe keine Ansprüche, und ihr Herzenszustand ist mir vollständig gleichgültig. Trotzdem muß ich dich ersuchen, dich mit ihr in irgend einer Weise klar auseinander zu setzen. Dein Benehmen heute ihr gegenüber war nicht sehr edel; aber irgendwie mußt du natürlich die Beziehungen zu ihr abbrechen.“

„Warum denn?“ fragte Gustav gereizt.

„Jetzt wurde auch Hans ein wenig erregt und antwortete: „Na höre mal, hast du denn wirklich so wenig Ehre und Schamgefühl, daß du dir das nicht selbst beantworten kannst? Du bewirbst dich doch ganz offenbar und auffällig um meine Schwester! Und da findest du es so natürlich und in der Ordnung, daß du dich trotzdem mit mir, mit dem Bruder deiner zu erhoffenden Braut, über gewisse Ansprüche auf ein andres Mädchen streitest?“

„Na, wir sind doch unter uns Männern!“

„Allerdings sind wir unter uns Männern. Aber es giebt zwei Klassen von Männern. Zu der einen gehören die Ehrenmänner. Zu welcher rechnest du dich?“

Gustav gab keine klare Antwort und murmelte nur etwas von Pharisäertum und moralischem Unsinn. Als ihn aber Hans jetzt in scharfem Tone fragte: „Du hast einfach zu wählen zwischen meiner Schwester und Leonore. Lieber ist mir's jetzt wahrhaftig, wenn du meine Schwester nicht wählst. Aber ich muß dich fragen, wie du dich entscheidest.“ Da antwortete er ganz trocken: „Es fällt mir gar nicht ein, mich zu entscheiden oder mir überhaupt Vorschriften machen zu lassen.“

„Dann weiß ich ja, woran ich bin“, entgegnete Hans, stand auf und ging ohne Abschiedsgruß davon.

5.

Der Zwischenfall im Zentraltheater hatte für Kronemanns Beziehungen zu Böckels übrigens fast gar keine wahrnehmbaren Folgen.

Hans suchte am nächsten Tage seine Eltern auf und

bat sie, sich den offensiblen Bewerbungen Gustavs gegenüber doch ja recht ablehnend zu verhalten, denn dessen Charakter schiene ihm durchaus keine Bürgschaft für eine glückliche Ehe mit Meta zu bieten. Ja er stellte den Eltern sogar vor, ob es nicht um Metas willen besser wäre, den jungen Mann ganz aus dem Geschäft zu entfernen.

Dagegen sprach sich jedoch Frau Böckel sehr entschieden aus: „Mein lieber Hans“, sagte sie, „du kümmerst dich ja plötzlich recht herzlich um uns und um das Geschäft. Aber den neuen Buchhalter, den ich mir, um mir die Arbeit etwas zu erleichtern, jetzt mit Not und Mühe gerade eingerichtet habe, so ohne weiteres zu entlassen, das ist doch nicht so einfach, wie du dir das vorstellst. Du machst uns doch die Arbeit nicht, die sich dann wieder aufhäuft. Wir sind froh, daß wir, da wir nun einmal keinen Sohn im Geschäft haben, wenigstens einen recht brauchbaren Ersatz in Herrn Kronemann gefunden haben. Den können wir nun jetzt nicht so plötzlich wieder entbehren.“

„Sieh mal, mein Junge“, sagte Vater Martin hinzu, „ich habe jetzt allerhand große Pläne mit Veränderungen und Erweiterungen im Geschäft vor. In all diese Sachen ist Herr Kronemann vollständig eingeweiht, und ich muß sagen, er erweist sich recht anständig in der Ausführung meiner Gedanken. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich so leicht wieder einen so tüchtigen Menschen finden würde, der fähig ist, so verständig auf alle meine Absichten einzugehen.“

„Ich freue mich“, antwortete Hans, „daß ihr an ihm eine solche Stütze habt, und ich habe ja an seiner kaufmännischen Tüchtigkeit auch nie gezweifelt. Ich meine nur, wegen Meta...“

„Diese Besorgnis ist durchaus überflüssig“, unterbrach ihn die Mutter. „Es ist wohl selbstverständlich, daß wir niemals unsere Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben haben würden. Wenn sich Herr Kronemann etwa unbegründete Hoffnungen gemacht hat, so ist das seine eigne Schuld. Wir wissen, was wir unserm Stande schuldig sind, und ich denke, auch Meta wird es wissen.“

„Dann bin ich beruhigt, obgleich ich mich schon gestern abend dahin ausgesprochen habe, daß ich den Standesunterschied, von dem du sprichst, eigentlich gar nicht finden kann.“

„Er ist aber vorhanden, Hans, und du thätest besser, wenn du auch etwas mehr an uns und an gewisse Rücksichten dächtest, die du denn doch zu nehmen hast. Ich hoffe, daß du nunmehr allen Verkehr mit der Person abbrichst, die wir heute wegen ihres frechen Wesens haben entlassen müssen.“

„Ich unterhalte überhaupt keinen Verkehr mit Fräulein Leonore, den es nötig wäre abzubauen. Sie steht mir nur Modell zu meinem neuen Bilde und ist mir dazu mindestens ebenso unentbehrlich wie auch Herr Kronemann im Geschäft. Da sie aber jetzt außer Stellung ist, werde ich die paar freien Tage, die sie hat, ehe sie wieder etwas findet, recht fleißig mit ihr benutzen. Ihr entschuldigt mich also wohl.“

Tante Hedwig war bei dieser kleinen Familienangelegenheit nicht zugezogen worden. Sie war am glücklichsten, wenn sie in ihrem Zimmer die englischen Übungshefte ihrer Schülerinnen durchsah, oder in alten unmodernen Schriftstellern, wie Jean-Paul oder Stifter, las. Ein wenig krankte es sie aber doch, daß auch Meta aufgeführt hatte, sie zur Vertrauten ihres Herzens zu machen. Früher hatte ihr es Meta immer erzählt, wenn irgend ein kleines Ereignis vorgefallen war, bei dem sie einen besondern Sieg der Kaskette über Herrn Kronemann davongetragen zu haben glaubte. Tante Hedwig hatte zwar zu diesen kleinen Geschichten, obwohl von Liebe eigentlich nie darin die Rede war, meist warnend und vorwurfsvoll den Kopf geschüttelt. Aber noch mehr mißfiel es ihr doch, daß ihr Meta jetzt plötzlich gar nichts mehr erzählte und im Allgemeinen eine größere Zurückhaltung in ihrem ganzen Wesen zeigte, ohne jedoch ihr Benehmen gegen Herrn Kronemann irgendwie wahrnehmbar zu ändern.

Schließlich hieß es die gute Tante Hedwig daher vor Neugier oder auch vor ehrlichem Mitgefühl mit Meta nicht mehr aus und fragte sie eines Abends: „Du hast mir recht lange nichts von deinen kleinen Scherzen mit Herrn Kronemann erzählt. Hast du vielleicht aufgehört, mit ihm, wie du dich auszudrücken liebst, dein Spiel zu treiben?“

Da kniff Meta die Lippen fest zusammen, sah die Tante scharf an, ergriff sie bei der Hand und sagte, halb flüsternd: „Ich spiele jetzt ernster mit ihm als je!“

„Das fürchte ich eben“, antwortete Tante Hedwig milde, „und du bedenkst vielleicht gar nicht, wie ernst ein so ernstes Spiel werden kann.“

„Für mich nicht“, entgegnete Meta scharf. „Ich bin jetzt bei klarer Besinnung. Aber er mag sich in acht nehmen.“

Da sah sie die Tante bei den Schultern und sagte: „Du tändelst da mit einer Sache, Meta, deren Wert du noch gar nicht zu bemessen verstehst.“

Meta versuchte jetzt wieder die Tante mit einem trostigen Blick anzusehen. Aber die Thränen traten ihr in die Augen. Sie schluchzte: „Gute Nacht!“ und riß sich los.

Im Verkehr mit Gustav machte Meta alle Anstrengungen, den alten lebenswürdigen Ton beizubehalten. Bei der großen gesellschaftlichen Sicherheit des jungen Mannes machte das auch nicht viel Schwierigkeiten. Herr Kronemann war nach wie vor häufiger Gast in Böckels Hause, blieb deren unentbehrlicher Vertrauter in allen geschäftlichen Fragen und schien sich auch mit der Tochter des Hauses auf dem allervertraulichsten Fuße zu befinden.

Tatsächlich aber wußte keines von beiden recht, auf welche wirkliche Gefinnung es jetzt bei dem andern rechnen sollte. Beide mißtrauten einander, Meta, weil sie Gustavs Falschheit entdeckt hatte, Gustav wiederum, weil er sich zwar von ihr durchschaute aber nicht durch Ungnade bestraft sah. Beide waren vorsichtig und wußten, daß alle Lebenswürdigkeiten des angenehmen Gegners vielleicht nur kluge Züge in einem angestrengten Schachspiel waren. Aber beide waren auch von derselben siegesgewissen Ueberzeugung durchdrungen, daß sie das Spiel gewinnen und den Gegner gefangen nehmen würden.

Auch an harmlosen Neckereien fehlte es nicht. Vor allem liebte es Fräulein Böckel, sich des öfteren bei Herrn Kronemann nach dem Schicksal der roten Leonore zu erkundigen. Wenn dieser dann entgegnete, daß er sich um die entlassenen Bademädchen des Geschäftes nicht zu kümmern pflege, weil seine ganze Sorgfalt von dessen bestehenden und zukünftigen Einrichtungen in Anspruch genommen würde, so antwortete sie ihm mit einem allerliebsten nedischen Gouvernamentenrust:

„Ei, ei, Herr Kronemann. Das ist sehr unrecht und sehr treulos von Ihnen. Sie haben doch zum mindesten mit als Ursache dazu beigetragen, daß die Eltern das schöne Mädchen entlassen mußten. Ich glaube nämlich fest, sie ist aus unglücklicher Liebe zu Ihnen so unverschämte geworden. Manche Mädchen sind so verrückt! Nein, nein, schütteln Sie nicht aus Bescheidenheit den Kopf. Das ist gar nicht so undenkbar. Sie haben ein angenehmes Äußere, lebenswürdige Umgangsformen und sind bei Ihrer Tüchtigkeit auch im Stande, einer Frau Ausichten auf eine sorgenfreie Zukunft zu bieten. Dem unerfahrenen Ding hat das genügt, um sich in Sie zu verlieben, und nun kümmern Sie sich gar nicht einmal, wie es dem armen hinausgestoßenen Mädchen geht. Das ist recht lieblos von Ihnen, und ich hoffe, daß Sie mir bald etwas Erfreuliches über sie melden und mich über ihr Schicksal beruhigen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher und Schriften.

M. von Brandt, „Dreißig Jahre in Ostasien.“ Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Erster Band. Leipzig, Verlag von Georg Wigand, Preis M. 8.—. — Der frühere deutsche Gesandte in Peking berichtet hier über die Anfänge seiner Laufbahn. Es sind fernliegende Ereignisse, die er dem Leser vorführt, die Reize der perulischen Spezialgeographie nach Japan, China und Siam im Jahre 1860–62. Wie sehr haben sich seitdem die Verhältnisse geändert; damals hatte Preußen alle Mühe, sich die diplomatische Anerkennung als Großmacht bei den Höfen des Ostens zu erringen, heute kämpfen deutsche Truppen in China! In der Erzählung heben die persönlichen Eindrücke des Verfassers weit im Vordergrund, und das gedrückt dem Leser den Reiz der Unterhaltung mit einem welt- und lebenserfahrenen Mann auf den Höhen der Gesellschaft.

Marie Helene von Bügelgen, geb. Jäger von Wankersfel, „Ein Lebensbild in Briefen.“ Berlin, A. 6.—. Verlag von Richard Weyl, Leipzig-Rich. Philipp. 5.—. — Es ist die Mutter des Dichters der Jugendromane eines alten Mannes. Wilhelm von Bügelgen, der hier zum Wort kommt, eine Ergänzung stehend zu den lebensvollen Mitteilungen des Sohnes. Die einfachen, anspruchslosen Aufzeichnungen führen uns in längst vergangene Zeiten zurück. Die bedeutendsten Geschehnisse und die großen historischen Ereignisse seiner Zeit werfen ihre Schatten auf das private Leben, und naturgetreue Bilder aus den großen Kriegen, besonders der Freiheitskämpfe, entrollen sich vor uns. Vor allem ist aber für das Bild der Briefschreiberin die religiöse Grundbestimmung charakteristisch und dürfte das Buch als Obergeheimt empfohlen.

Dr. Karl Ruy, „Handbuch für Bogelliebhaber Band I Fremdländische Stubenbögel.“ Berlin, von seinem inzwischen ebenfalls verstorbenen Sohn Karl Ruy herausgegeben. Auflage. Mit 5 Farbdrucktafeln und 32 ganzseitigen Abbildungen im Text. M. 6.50. (Gruyter Verlagshandlung, Magdeburg.) — Das „Handbuch für Bogelliebhaber“ ist wohl die charakteristischste Schöpfung des verstorbenen Altmeisters der Bogelliebe, Dr. Karl Ruy. Noch niemals ist auf so engem Raum eine solche Fülle des Wissens und der höchsttätigen Ratsschlüsse in so glänzender Stil zusammengetragen wie in diesem Werk. Tatsächlich giebt es in der ganzen in- und ausländischen Literatur kein Werk, welches an dieses „Handbuch für Bogelliebhaber“ heranreicht, und so ist es denn auch nicht verwunderlich, daß eine vierte Auflage nötig geworden. Diese, an die Ruyens ergänzt, schließt im ganzen 900 Arten, die Angaben über Einfuhr, Bogelliebe, Einfuhr, Zucht und Nahrung in Rüssen, Böhmen und Bogellieben, Beschreibung der Geschichtsverhältnisse, des Alters, der Eier, des Junges, des Faltens, der Färbung und anders mehr sind durch die neuesten Erfahrungen vermehrt, so daß kein Bogelliebhaber und Flieger fremdländischer Stubenbögel, soweit er seine Flieglinge angemessen erhalten will, dieses besten Belegwerks entbehren kann.

Handmann, „Russisches Vokabular.“ 60 J. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhardt, vormals Wolfgang Gerhardt. — Nach der letzten Vokabularbegebenheiten Statistik trafen in Russland 1897 nicht weniger wie 266291 Reisende mit Auslandspässen und etwas 34, Millionen Personen mit Grenzarten ein, und zwar waren von letzteren etwa 100000 Österreicher, 80000 Deutsche, 7200 Franzosen, der Rest Engländer und andere. Man kann von dieser großen Menge getrost behaupten, daß davon nur ein verschwindend kleiner Teil die russischen Vokabularien genau kennt, obwohl aus deren Rücksichtung die aller unangenehmsten Schwierigkeiten an der Grenze und in Russland selbst entstehen.

Allerlei Kurzweil.

Silbenrätsel.

Die erste Silbe: darin bist auch du,
Und ich, und wir; es ist ein großes Haus,
Viel Tausend gingen darin ab und zu,
Viel Tausend werden gehn dort ein und aus —
Und ist es engbegrenzt, umrahmt klein,
Umfaßt es dich ganz, mit vollem Herz,
Dann ist's nicht Tausenden, dann ist es dein
Mit seiner Freude und mit seinem Schmerz.

Die Silbe zwei: so nennt man nicht die Frau,
Und dennoch nennt man so auch manchmal sie,
Je nach dem Sinne — wagt man es genau —,
Der ihrem Wirken stärkste Kraft verlieh:
Wer es vermag, steht ganz zu sein das Wort,
Eren sich und andern, wer dies immer kann,
Den heißt man nicht 'gen Sinns so immerfort,
Der ist für seinen Platz der rechte Mann.

Die Silben eins und zwei, du ahnst sie wohl,
Doch hast du sie noch niemals je gesehen,
Du spärst sie in Sturm und Wettergroll,
Du spärst sie in lauem Windeswehn;
Wo Völker jammern, Thronen drang erdracht,
Ob allem thronen sie, urewig, hehr;
Und rühmen Könige sich ihrer Macht,
Ob Königen der König bleibt doch er!

Die Silbe drei: sie steht in rauhem Kleid
In hohem Norden wie in tiefem Süd,
Sie steht empör, sie ist des Landmanns Freund,
Und über ihr klingt es wie Friedenslied;
Die Silbe zwei: o unheilvolles Stund',
Ruht sie im Krieg an angedrücktem Arm,
Rommandoruf erschallt: ein Feuerschlund
Die Reichen entlang, und dann — ein Gott erbarm'!

Die Silben zwei und drei: zwei sind's zumeist,
Die sich vereinen, dieses Sinns zu thun;
Ein guter ist's, und oft ein böser Geist,
Bald mahnt's zu aufrufen, bald zu ruhmern ruh'n;
Bist du es über andre, o sei gut,
Und denk an sie, wie an sich selbst man denkt,
Hast du es über dich, wach die der Mut
Des Menschen, der sich hält besonnen fest.

Das ganze Wort, es ist ein hohes Ziel,
Das noch kein Sterblicher sich ganz errang,
So zahlreich auch der stolzen Siege viel,
So manche Völker er sich unterwarf;
Doch einer ist, dem es von Anfang war
Und dem es bleibt — wie gut, daß dem so ist;
Und wo ein blutend Volk je in Gefahr,
Er hilft ihm auf, wenn es ihn nicht vergißt!

Worträtsel.

Erfest du mich, wie ich bin, so bin ich untrüfflicher Zauber;
Siehst mir ein anderes Herz, beugt sich die Kirche vor mir.

Liedansfang-Rebus.



Wortumwandlungsrätsel.

Nachfolgende fünfstellige Wörter sind durch Änderung des Mittelbuchstaben in andere Wörter umzuwandeln; die neu gefundenen Benennungen ergeben in ihren Mittelbuchstaben einen Sinnspruch.
Ragel. Arona. Biene. Zeile. Feuer. Spud. Leben. Bruch.
Hagel. Bild. Warte. Heide. Mitte. Borke. Seiner. Hodel. Wette.
Veier. Kaper. Vogen. Kogen. Sotan. Minne. Urian. Thier. Bohne.

Kapselrätsel.

Wir besuchten miteinander das berühmte Schloßfeld: Runo Galm, Agent, Adolf Bauer, Kaufmann, und ich, Journalist. Welches? Auf der Esplanade lag er, müde und finstern, der arme Bauer. Was bekümmerte ihn?
Rein Beter Heinrich erkrankt beim Baden. In welchem Fluß? Das Bild ist richtig gezeichnet in jenem Schauspiel; so ist das Bild: Sendung ist ihre Liebe. Wie heißt der Autor?
Der Stoff paßt nicht, war der befragten Freundin Rat, laß dir dein Köstlich aus reichem Stoff machen. Aus welchem?
Rein, Kaise, laß Onkel August, deinen alten Anbeter, nicht ein; du weißt, wie ich ihn immer heiße. Wie?
Reinem Freund Otto passierte das Mißgeschick, aus seinem Ring einen Stein zu verlieren. Was für ein Stein war es?
Als wir jenen lieblichen See besahen, erscholl plötzlich lautes Rufen: Auf! Da kommt die berühmte Insel. Welche?
Also die Straße rechts führt zum Ziel; Dank, Sammelwelt! sagte der Reisende. Wohin wollte er?
Sie wollten da, ein Liebespaar, im Abendrot, und er schlang jählich den Arm um sie. Wo saßen sie?

Als ich den Aufsteig hörte, lenkte ich meine Schritte sofort dem Ort zu. Wohin?
Jede der vorstehenden Fragen enthält durch Zusammenziehung von Buchstaben die betreffende, durch ein Wort ausgedrückte Antwort. Ist die Beantwortung richtig erfolgt, so ergeben die Anfangsbuchstaben der fraglichen Wörter abwärts gelesen ein Wort von Schiller.

Wortumänderungsrätsel.

Veier — Meise — Bruch — Jubel — Stern — Biene — Gehe — Arona — Seine — Sehe — Bohne — Borke — Leben — Zeile — Marie — Pfahl.

Die Mittelbuchstaben obiger fünfstelliger Wörter sollen so verändert werden, daß dadurch andere Benennungen entstehen; die richtig gefundenen neuen Werten ergeben dann, in gleicher Folge, ein politisches Schlagwort der Neuzeit.

Auflösungen der Rätsel Seite 463.

Des Kreisrätsels: Alle Silben, welche sich unter einem Kreise befinden, werden zuerst gelesen, dann folgen die, welche sich unter zwei Kreisen befinden und so fort, bis der gesamte Text abgelesen ist. Man beginnt bei der Silbe „Mit“. Das Ergebnis ist folgendes:

Mit dem, der groß ist, sollst du nicht
Viel sanfte Worte führen,
Denn was vom Kopf zerfällt, ist,
Läßt sich nicht mehr polieren.

Des Verschieberätsels: „So hat ein Purpur wieder fallen müssen.“

Des Niederanfangrätsels:

O Lieb, so lang du leben kannst ...
Es braucht ein Ruf wie Donnerhall ...
Bater, ich rufe dich ...
Sah ein Knab' ein Röslein Rehn ...
Es waren zwei Königskinder ...
Im Krug zum grünen Kranze ...
A Bussert ist a schaudrig Ding ...
Brüder, in den feilichen Gelagen ...
Gaudemus igitur ...
Das Schiff streicht durch die Wellen ...

Des Geographischen Rätsels: Rissabon — Mannheim — Annaberg — Randaar — Damaskus — Warschau — Bordeaux — Tourneout.

Des Königszug-Rätselsprungs:

Der Herr der Ernte winket, Dein Acker geht, reif an Jahren,
Die reife Garbe fällt; O Herr, zur Hülfe Rufen!
Die Abendsonne sinket, Laß ihn in Frieden fahren,
Der Wanderer sucht sein Ziel. Wie du gesaget hast!

Des Silbenrätsels: Grabchrift.

Schachbriefwechsel.

G. M. in Rixdorf. Der in die achte Reihe gelangende Bauer wird nach Wahl des Spielers in einen Offizier verwandelt, ohne Rücksicht darauf, ob ein solcher geschlagen ist oder nicht. Wie man die zweite Dame als solche feindlich machen will, muß dem Spieler angedeutet werden. Ueberkreuzt ein Bauer mit seinem Doppelgänger das Schachfeld eines gegnerischen Bauern, so kann der letztere — jedoch nur im nächsten Zug — den vorbeigegangenen Bauern so behandeln, als wäre derselbe nur einen Schritt gezogen worden; man nennt dies: der Bauer wird an passant geschlagen.

Aus Küche, Haus und Hof.

Frühlingsuppe. Zur nötigen Brühe setzt man einige schöne Suppentknochen mit dem nötigen Grün, Salz und einer geschälten Kartoffel zu und läßt alles möglichst lang auskochen. Nun wiegt man zwei Hände voll Kräuter (Kerbel, Petersilie, Kresse, Pimpinelle und so weiter) fein, läßt das Gewiegte gut dämpfen in etwas Butter, stäubt ein wenig Mehl daran, giebt von der Brühe dazu und läßt alles gut kochen. Man würzt mit etwas Zucker und Zitronensaft, gießt die Suppe durch ein gröberes Sieb über zwei zerquirte Eigelbe und giebt geröstete Würfelchen oder Schnittchen in die Suppenterrine.

Kal, blau gefotten. Der Kal wird getötet, indem man ihn mit einem Tuch beim Kopf nimmt und ihn mit dem Rücken auf den Tisch aufschlägt; dann hängt man ihn beim Kopf an einen Nagel, löst die Haut rings um den Kopf etwas ab, saßt dieselbe mit einem Tuch und zieht sie mit kräftigem Zug über den ganzen Kal herunter, worauf derselbe aufgeschnitten, ausgenommen und ausgewaschen, sowie die Knochen abgeschnitten werden. Unter dessen macht man einen Fischsud. Man giebt Wasser und Essig zu gleichen Teilen, Salz, Pfefferkörner, Sellerie- und Petersilienwurzel, Lauch, Zwiebel, gelbe Rübe, Kellen, Lorbeerblätter, Zitronenschale in einen Topf und läßt alles zusammen eine Viertelstunde gut durchkochen. Fertig ist der Fisch, wenn sich oben auf dem Rücken kleine Sprünge zeigen, und darf man denselben ebenso wenig zu früh herausnehmen, da er so nicht gut ist, als zu lange kochen, wodurch er trocken wird. Der Fisch wird mit zerlassener frischer Butter oder mit einer Fischsauce aufgetragen. Man giebt am besten Kartoffeln in Petersilie dazu.

Gebakene Rindzunge mit saurem Rahm. Man reibt die Rindzunge mit Salz gut ab, damit das Schleimige sich löst, klopft sie etwas und kocht sie, etwa mit dem Rindfleisch, weich. Nun wird sie abgehäutet, eingefalzen, mit feinen Speckstreifen gespickt, mit Butter und Zwiebeln belegt, in die Bratpfanne, welche mit Butter bestrichen ist, gebracht und schön gelb gebraten. Drei Eßlöffel saurer Rahm werden mit einem Eßlöffel Mehl verquirlt, mit etwas

Fleischbrühe angegossen und unter und über die Zunge gegossen und dieselbe noch kurze Zeit gebraten.

Schinkenjannitten. Die Ueberreste eines gekochten Schinkens wiegt man fein, rührt das Fleisch mit einigen Eßlöffeln Jus aus Liebig's Fleischextrakt, einem Eßlöffel geriebenem Käse, wenig Pfeffer, Sahne und Petersilie auf dem Feuer heiß, zerquirlt einige Eidotter dazu, fügt das nötige Reibbrot bei und streicht das Füllsel auf kleine, dünne, in Milch leicht eingeweichte Weißbrot-Schnittchen. Diese wendet man in Ei und Reibbrot und bäckt sie in Schmalzbutter leichtbraun.

Krankengericht aus Kalbfleisch. (Zeit der Bereitung eine halbe Stunde.) 125 Gramm zartes Kalbfleisch schneidet man in große Würfel, wäscht vier Sardellen, entgrätet sie, wiegt sie fein und mischt sie mit dem Fleisch. In einer Kasserolle schmort man beides in 10 Gramm Butter fünf Minuten lang, giebt eine Prise Pfeffer (wenn erlaubt), zwei Eßlöffel Weißwein, einen Theelöffel Zitronensaft, einen Theelöffel geriebene Semmel und 5—10 Gramm Fleischpepton dazu und kocht alles noch zwei Minuten. Das Gericht regt meist den Appetit wohlthätig an.

Schokoladebrötchen. In den steifen Schnee von drei Eiweißen rührt man 50 Gramm geriebene Schokolade, dann so viel gestoßenen Zucker, bis es einen steifen Teig giebt, den man in kleine viereckige Stücke schneidet, auf Oblaten legt und in gelinder Hitze bäckt.

Theebrötchen. 1/4 Pfund Butter rührt man mit vier Eiern schaumig, mengt eine Messerspitze Salz, 1/4 Pfund Zucker, 10 Gramm Vanillezucker, 5 Gramm kristallisierte Pottasche gut darunter und verarbeitet es mit 1 Pfund Mehl zu einem Teig, welcher in kleine schmale Brötchen geformt, mit Eiern bestrichen, mit Zucker bestreut und in mittlerer Hitze gebacken wird.

Merinten. Fünf Eiweiße werden zu einem steifen Schnee geschlagen und fünf gehäufte Eßlöffel sehr fein gestoßener Zucker darunter gemengt. Die Masse mit einem Eßlöffel stückweise auf ein starkes Papier gesetzt, die Merinten mit Zucker bestäubt und auf einem Blech in einen abgekühlten Ofen gestellt, bis sie oben gelb sind. Anna Berg.

Schrammen verunzieren gestrichene Fußböden sehr, und doch kann man sie nicht vermeiden, wo kleine, unruhige Füßchen im Zimmer herumlaufen. Wenn man wöchentlich das folgende einfache Verfahren anwendet, so kann man die Schrammen, die ja meist in den Wintermonaten, wo die Kinder viel ans Zimmer gesesselt sind, unliebsam bemerkbar werden, leicht entfernen. Man taucht ein reines, weißes Tuch in Petroleum und reibt die schrammigen Stellen tüchtig damit ein, dann nimmt man ein trockenes Wolltuch, windet es fest um einen alten Schrubber und reibt damit so lange kräftig nach, bis der ursprüngliche Glanz wieder hergestellt ist. Wenn die verschrammten Stellen auf diese Weise entfernt sind, läßt man während einer halben Stunde Zugluft durchs Zimmer gehen, damit der Petroleumgeruch entfernt wird.

Der böse Gast Krankheit kehrt am ehesten in den rauheren Monden ein, wo besonders Kinder und ältere Leute oft recht heftigen Erkältungskrankheiten ausgesetzt sind. In solchen Fällen ist das Brennen von Licht zur Nacht im Krankenzimmer stets anzuraten, damit man, wenn einmal rasch etwas gereicht werden soll oder eine Hilfeleistung nötig ist, sofort zuspringen kann. Nur vermeide man „herabgeschraubte“ Petroleumlampen zur gedämpften Beleuchtung solcher Krankenzimmer, sondern nehme kleine Kerze von Kerzen, die man auf folgende Weise zum Nachlicht zurecht macht. Man steckt den Kerzenrest auf einen Porzellanleuchter und stellt diesen, um jeglicher Feuergefahr vorzubeugen, in eine mit Wasser gefüllte Schale. Um den brennenden Docht der Kerze legt man etwas Salz, das bis zur schwarzen Stelle des Dochtes reichen muß. Auf diese Weise vermindert man die Helligkeit des Lichtes und hält auch das zu rasche Verbrennen der Kerze auf, so daß ein Lichtstumpfen für die ganze Nacht reicht.

Wo man täglich heizt, wird der gewöhnliche Kitt, mit dem die Ofenseher die Röhren der Ofen verschmieren, der Hitze nicht überall widerstehen und an den der Wärme besonders ausgefetzten Stellen herausfallen. Um in solchen Fällen das Klacken der Ofen zu verhindern, muß man die Stellen

am besten selbst wieder ausfüttern, und zwar auf folgende Weise. Man nimmt gewöhnlichen Lehm, knetet zwischen ein zwei Hände großes Stück Lehm einen Bogen grobes graues Löschpapier, das man vorher mit Milch benetzt hat, so daß sich die Fasern des Löschpapiers ganz im Lehm verteilen. Dann stößt man 17 Gramm Kochsalz und ebensoviel Eisenvitriol, mischt dies unter die Masse und giebt so viel Milch endlich noch darunter, daß man einen geschmeidigen Kitt erhält, mit welchem die Risse gleichmäßig ausgestrichen werden. Dieser Kitt bekommt weder Sprünge, noch bröckelt er selbst bei großer Hitze.

Stärkewälsche ist, wie manche Hausfrau zu ihrem unliebsamen Erstaunen schon erfahren haben dürfte, bei starkem Frostwetter nach dem Trocknen völlig schlaff, da die Stärke bei solchem Frost während des Trocknens herausfrieret. Will man diesen Uebelstand vermeiden, muß man der Stärke beim Kochen etwas Salz zusehen. Dieser Zusatz verhindert das Ausfrieren, so daß die Wälsche auch bei strenger Kälte nach dem Trocknen die richtige Steife hat.

Durch die Mode der ausgeschnittenen Kleider bei Wällen, großen Konzerten, Gesellschaftsabenden und Mittagessen wird schon manche Dame sich eine arge Erkältung geholt haben. Sehr leicht kann man sich davor schützen, wenn man Hals, Nacken und Arme, die man unverhüllt der Luft aussetzen will, gut frothiert, damit sie gleichmäßig erwärmt sind, dann mit ein wenig Glycerin einreibt und zuletzt leicht pudert. Zu bemerken ist von dieser Vorsichtsmahregel, welche die Hautporen schließt und der kalten Luft unzugänglich macht, nichts, sie kann also unbesorgt angewandt werden.

Wer gern Kapsel ist und sich diesen Genuss versagen muß, weil eine Zahnerkältung das Weissen nicht zuläßt, oder wenn älteren Leuten nur ein mangelhaftes Gebiß dafür zur Verfügung steht, so giebt es ein Mittel, die harten Kapsel zu erweichen, ohne ihnen den köstlichen frischen Geschmack zu nehmen. Man wirft sie in kochendes Wasser, läßt sie eine kleine Weile darin und läßt sie dann wieder kalt werden, worauf sie ohne Schwierigkeit verzehrt werden können.

Luisa Gölle.

Was giebt es Neues?

Militär und Marine.

Gemeine giebt es fortan in der bayerischen Armee nicht mehr. Das bayerische Militärverordnungsblatt giebt bekannt, daß die Dienstgradbezeichnung „Gemeiner“ in der bayerischen Armee abgeschafft sei und daß nach einer Entschliessung des Prinz-Regenten nunmehr statt Gemeiner bei den verschiedenen Truppen und Waffengattungen zu sagen sei: Infanterist, Reiter, Ulan, Chevauxleger, Jäger zu Pferde, Pionier und Trainföhrer. Bei der bayerischen Artillerie besteht schon seit früher die Bezeichnung „Kanonier“ beziehungsweise „Führer“ für Gemeiner.

Fünzig Jahre zur See! Dreißig Jahre im Dienst der Hamburg-Amerika-Linie. Kapitän H. Vogelgesang, langjähriger Führer des Schnelldampfers „Columbia“, hat



Phot. H. Gamm, Hamburg.

Kapitän H. Vogelgesang.

sich nach fast fünfzigjähriger Thätigkeit zur See in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen. Geboren am 3. Juli 1836 zu Berlin, begann er seine seemannische Laufbahn im Frühjahr 1852 als Junge auf der Stettiner Brigg „Minna“, fuhr dann auf verschiedenen englischen und amerikanischen Segelschiffen als Matrose, bis er 1858 nach der Heimat zurückkehrte. In Hamburg bestand er sein Steuermanns- und Kapitänsexamen glänzend. Nachdem er einige Zeit als Steuermann gefahren, machte er auch sein Kapitänsexamen in Bristol, um bis 1863 die englische Bark „Meteor“ als Kapitän führen zu können. Im folgenden Jahr wurde er bei Ausbruch des dänischen Krieges zur Marine einberufen und machte zuerst als Matrose, dann als Offizier die Seegesichte bei Jasmund und Bornbusch mit. Nach dem Friedensschluß führte er das Segelschiff „Blohm“ bis 1868, fuhr dann längere Zeit für die Hamburger Reederei Schönwilling und trat 1871 bei der Hamburg-Amerika-Linie als vierter Offizier ein und wurde 1879 Kapitän. Im ganzen machte er 162 Reisen als Kapitän, davon allein 86 mit der „Columbia“, als deren Führer er in den ganzen Vereinigten Staaten bekannt ist. Neun Orden und Ehrenzeichen besitzt Kapitän Vogelgesang; außerdem wurde er ausgezeichnet durch ein Bild des Deutschen Kaisers mit eigenhändiger Unterschrift und ein vom Kaiser gemaltes Seeschlachtstück. Schiffbruch erlitt Kapitän Vogelgesang einmal als Matrose 1855, er ist sonst immer glücklich gefahren. Seine hundertste Reise als Kapitän wurde 1893 großartig gefeiert; seit 1871 glücklich verheiratet, hat er zwei Söhne, die sich dem kaufmännischen Beruf zugewandt haben. Kapitän Vogelgesang hat ein Leben voll Mühe und Arbeit hinter sich, auf das er mit stolzer Befriedigung blicken kann; in Ahrensburg bei Hamburg hat er sich eine Villa mit Garten gekauft, um da in Ruhe seine Tage zu beschließen.

Gesundheitspflege.

Am 22. März wurde zu Sandbach im Odenwald die erste heftige Bürgerheilstätte, die „Ernst Ludwig-Heilstätte“, eröffnet, um die Pflanzlinge der Invalidenversicherungsanstalt aufzunehmen. Die in herrlicher Gebirgsgegend, unweit der durch historische Reminiszenzen bekannten Burg ruine „Breuberg“ gelegene Anstalt vermag über hundert Kranke aufzunehmen und soll nur mit Männern belegt werden. Die Bauten, welche circa 1½ Millionen Mark kosten, sind mit den neuesten hygienischen Einrichtungen auf das fürsorglichste ausgestattet. Die Anstalt besitzt eigene elektrische Zentrale für Licht- und Kraftanlagen, Dampfwascherei, Dampf Küche und Zentralheizung. Zu der Anstalt gehört noch ein größerer Gebäudekomplex mit den Hallen für die freie Luftkur, Verwaltungsräume, Wohnungen der Schwestern, des Arztes und des Wartepersonals. Für die Bekämpfung der Lungentuberkulose ist somit eine weitere Anstalt durch die Invalidenversicherungsanstalt für das Großherzogtum Hessen entstanden, welche

zum Wohl der unbemittelten Kreise der Arbeiterbevölkerung dienen und denselben die gleichen Hilfsmittel zur Bekämpfung der Tuberkulose bieten wird, wie solche bisher in der Hauptsache nur den wohlhabenden Klassen zu Gebote standen. Mögen der Anstalt bei Bekämpfung der tödlichen Krankheit die erhofften Erfolge beschieden sein, um den Pflanzlingen nach Möglichkeit Gesundheit zu bringen und sie damit ihrer Familie und dem Erwerb wiederzugeben.

Die erste Hilfe bei elektrischen Unglücksfällen. In allen gewerblichen Betrieben hängt eine Tafel aus zur Belehrung über die erste Hilfe bei Unglücksfällen; auch an einzelnen Berliner Brücken hängen Unterweisungen über die Rettung scheinbar Ertrunkener. Täglich mehren sich jetzt aber auch die Unglücksfälle, welche durch Elektrizität hervorgerufen werden. Neuerdings hat sich nun bei Untersuchungen an Tieren herausgestellt, daß der Tod durch Elektrizität nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, durch Lungenlähmungen eintritt, sondern infolge von Herztätigkeit. Die Atembewegungen dauern beim Verunglückten noch einige Minuten ganz schwach fort. Dadurch weist diese Thatsache ganz von selbst auf die Art der ersten Hilfeleistung bei etwa durch Elektrizität verursachten Unglücksfällen hin. Es muß deshalb eine künstliche Atmung eingeleitet werden; denn wenn die Lunge in Thätigkeit erhalten wird, kann sich das Herz von dem elektrischen Schlag wieder erholen und von neuem anfangen, selbständig zu arbeiten. Um nun diese künstliche Atmung sofort einzuleiten, verfährt man in folgender Weise: Man öffnet dem Verunglückten den Mund, umwickelt die Finger mit einem Taschentuch, faßt den vorderen Teil der Zunge, zieht sie langsam heraus und läßt sie ebenso langsam wieder zurückgleiten. Es ist besonders darauf zu achten, daß die Zungenwurzel durch das Ziehen bewegt und nach vorwärts gezogen wird. Man muß also die Zunge in schonendster Weise ziemlich weit aus dem Munde herausziehen, was, da die Finger durch das umwickelte Taschentuch einen festen Halt auf der schlüpfrigen Zunge haben, unschwer zu erreichen ist. Ein leises Nöcheln des Verunglückten ist das Zeichen, daß die selbstthätige Atmung einzusetzen beginnt, und man kann nach einiger Zeit mit der Anwendung der künstlichen Atmung aufhören. Solange der Verunglückte bewußtlos ist, dürfen ihm keinerlei stärkende Getränke verabreicht werden, da die Flüssigkeiten leicht in die Luftröhre gelangen und schlimme Folgen hervorrufen können. Erst wenn der Verunglückte wieder bei vollem Bewußtsein ist, reiche man ihm heiße Getränke, etwas Kaffee oder Thee.

Litteratur.

Seit achtzehn Monaten erregt der heldenmütige Kampf der beiden südafrikanischen Burenrepubliken gegen die gewaltige Uebermacht des britischen Reiches das allgemeine Interesse. Verwundert fragt man sich, wie es der kleinen Anzahl Buren nur möglich sein kann, trotz beträchtlicher Verluste immer wieder im Feld zu erscheinen. Vor allem richtet sich das Interesse auf die Führer der Buren, auf Krüger und Steijn, auf Botha und De Wet und wie sie alle heißen, jedermann möchte näheres über ihre persönlichen Eigenschaften vernehmen. Da bietet sich dem Wissbegierigen zu willkommener Aufklärung ein neu erschienenes Buch: „Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkriegs.“ Bilder und Skizzen nach eignen Erlebnissen von Frederik Koppel, Parlamentsberichterstatter und Kriegskorrespondent der „Volksstimme“ in Pretoria. Mit einer Einleitung von Generalmajor J. D. Dr. Albert Pfister. 192 Seiten gr. 8° mit 119 Originalbildern, einer Kriegschronik und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Originell in farbigen Umschlag gebunden

für M. 2.50. Stuttgart, Verlag von Thienemann. Das schön ausgestattete Buch kann nur auf das angelegentlichste empfohlen werden.

Vereinswesen.

Der deutsche Tierzuchtverein hielt unter Vorsitz des Generals J. D. König im Bürgerfaale des Rathhauses zu Berlin seine Generalversammlung ab. Im letzten Jahre sind 1740 neue Mitglieder beigetreten, während 657 ausgeschieden, so daß sich die Gesamtmitgliedszahl von 6711 auf 7794 erhöht hat. Der Gesamtumsatz des Vereins belief sich auf 277 385 Mark. Nach Abzug der für den Asylbau verausgabten 90 000 Mark bleibt ein Ueberschuß von 187 385 Mark oder 40 000 Mark mehr als im Vorjahre. 1177 Anzeigen von Tierquälereien sind eingegangen und davon 481 an die Gerichte weitergegeben. In den Anstalten des Vereins sind 24 118 Tiere verpflegt worden, 3433 mehr als im Vorjahre und annähernd doppelt so viel als 1896. Zur Tötung übergeben wurden 2658 Tiere; in den Sprechstunden des Vereins-Tierarztes wurden mehr als 8000 Tiere untersucht. In das Depot des Vereins wurden insgesamt 19 625 Tiere eingeliefert, darunter 2644 Hunde und 1689 Katzen als Findlinge, sowie 10 861 Hunde, die von den Hundefängern abgefangen waren. Unter den sonstigen Tieren, die dem Depot zugeführt wurden, befanden sich 2 Affen, 3 Meerschweinchen, 2 Igel, 2 Tanzmäuse, 3 Eichelhäsen, 1 Kaninchen, 14 Vögel und 1 Schwein.

Unglücksfälle.

Daß die kleinen Taschenpistolen keineswegs ein ungefährliches Spielzeug sind, wurde durch eine Verhandlung dargethan, die neulich vor dem Berliner Schöffengericht stattfand. Der dreizehnjährige Gemeindeschüler A. S. hatte sich wegen fahrlässiger Körperverletzung zu verantworten. Der Angeklagte war zu seinem Geburtstag mit einer winzigen Taschenpistole beschenkt worden, die nur dazu diente, durch Abdrücken des Hahns ein Zündhütchen zum Knallen zu bringen. Der Knabe vergnügte sich damit, das Spielzeug heimlich seinen Kameraden von hinten an den Kopf zu halten und sie durch den leichten Knall zu erschrecken. Er that dies auch bei einem zehnjährigen Knaben. Dieser schrie sofort: „Mein Auge! Mein Auge!“ Er lief weinend nach Hause. Es stellte sich heraus, daß ein Splitter des Zündhütchens ins Auge geschoßen war. Zum Glück ist die gefährdete Sehkraft wieder hergestellt worden. Der Vater des Angeklagten hat die nicht unerheblichen Kurkosten tragen müssen. Der Staatsanwalt meinte, daß eigentlich der Spender des gefährlichen Spielzeugs hätte zur Verantwortung gezogen werden müssen, dem kaum sträfmündigen Knaben könne man Ueberlegung nicht zutrauen, und er beantragte deshalb, ihn mit einer Geldstrafe von 30 Mark, die ja auch der Vater zahlen müsse, zu belegen. Der Gerichtshof belieh es bei einer Geldstrafe von 5 Mark.

Verordnungen.

Das Schneeballsystem, auch Hydra, Gella, Gutschein, Elliot, Säuser, Lawinensystem genannt, ist durch das Reichsgericht als strafbar anerkannt worden. Da nun in ganz Deutschland eine ganze Reihe von Gutscheinen der verschiedenen Vertriebsysteme im Verkehr ist und auch jetzt noch immer weiter verkauft wird, so wird darauf hingewiesen, daß bei Verkauf dieser Gutscheine der Verkäufer eine strafbare Handlung begeht, weil auch die Beihilfe zur Veranstaltung einer öffentlichen Ausspielung gemäß Paragraph 49 des St.-G.-B. verfolgt wird.



Bau von Christian Percht, Holzphotogr., Weimar.

Lungenheilanstalt Sandbach im Odenwald.